



Eva Herzog und Anton Lauber
kämpfen vereint für den
Millionendeal. Scheitert der,
werden sie zu Gegnern.

Seite
6

DUETT ODER DUELL

ANZEIGE

Ben Vautier

ist alles Kunst?

Ben

Museum Tinguely, Basel

21.10.2015 – 22.01.2016

museum
Tinguely ein Kulturgut
von Roche



Basel erleben mit dem Pro Innerstadt Geschenkbögen

Einkaufen, staunen und geniessen

INHALT

3

Jón Gnarr

FOTO: ARI MAGG



«Da merkte ich: O.k., das ist kein Witz mehr.» Der isländische Komiker und Musiker hat ein Buch über seine vier Jahre als Bürgermeister von Reykjavík geschrieben.

Seite
36

Türkei

FOTO: ZVG



Soziologin Ayata über Erdogans Sieg:
«Ein Ergebnis im Sinne der EU.»

Seite
28

Kevin Schläpfer

FOTO: KEYSTONE



«Traumdestination»: Der Kultcoach
über Eishockey in der Region Basel.

Seite
32

Geburt

Warum es im Bethesda-Spital
überdurchschnittlich viele
Kaiserschnitte gibt, kann die
Leitung nicht sagen. Aber Geld
spielt dabei sicher eine Rolle.

Seite
16

Frederyk Rotter	S. 4
Bestattungen	S. 24
Kulturflash	S. 41
Sie, er, es	S. 43
Impressum	S. 43
Kultwerk	S. 44
Wochenendlich	S. 45
Zeitmaschine	S. 46



Andreas Schwald
Chefredaktor a. i.

Der 80-Millionen-Blues

Es herrscht Damenwahl im Ballsaal der Regierungen und Eva bittet Anton zum Tanz. Die Musikwahl fällt auf den 80-Millionen-Franken-Blues und während die zierliche Frau Herzog ihre Hand ausstreckt, schreitet der Herr Lauber ihr entgegen. Es ist ein erster Versöhnungstanz zwischen zwei entfremdeten Partnern, ein Pas de deux nach gefühlter Ewigkeit.

Da bewegen sich also die zwei Finanzdirektoren, vereint in einer Geste der Gemeinsamkeit und unter Getuschel des Publikums. Wie gewagt, wenn zwei Kantone, die sich selbst unliebsame Sparprogramme verordnet haben, während vier Jahren Geld füreinander ausgeben.

Das ist der 80-Millionen-Blues: Ein Song von der Selbst- und Kameradenhilfe in der Not, das Lied, dessen Worte davon erzählen, die gemeinsamen Institutionen nicht zu demolieren. Kulturvertrag, Universität, Tropeninstitut, sie alle sollen gesichert werden, ohne unter dem Druck von Laubers festem Spargriff neu verhandelt und allenfalls lädiert zu werden.

Doch der Tanz muss unbedingt gelingen. Zum Wohl des Publikums selbst, in dem einige alles daran setzen, dass die zwei Tänzer beim nächsten Quick Change mächtig stolpern – derzeit allen voran die referendumsfreudige kleine Basler BDP.

Eva und Toni werden es bis zum Turnaround schaffen und auch darüber hinaus, denn sie müssen es. Ihr Versöhnungstanz ist die einzige Möglichkeit, nach der Opfer-Täter-Symmetrie eine Partnersymmetrie herzustellen. Das geht nur gemeinsam, und vielleicht werden sie deswegen nicht beklatscht, aber respektiert. Und das ist, was das Stimmvolk letztlich goutiert. Sie werden sich vor Abstimmungen nicht fürchten müssen. Solange sie im Sinne ihrer Gemeinsamkeiten weitertanzen, ist ihnen das Stimmvolk im Publikum wohlgesinnt.

tageswoche.ch/+m6ak0

Weiterlesen, S. 6



Und denen sollen wir Geld geben?,
tageswoche.ch/
+77muw

Weiterlesen, S. 12



«Der Druck auf uns sollte nicht unterschätzt werden»,
tageswoche.ch/
+b4n4I

Frederyk Rotter

von Olivier Joliat

Als Labelchef wurde Frederyk Rotter soeben mit dem Business Support des RFV ausgezeichnet. Und mit seiner Band Zatokrev ist er im Rennen für den Basler Pop-Preis. Eine Begegnung mit einem harten Rocker, der den Kopf über Szeneklischees schüttelt.

Frederyk Rotter hat schon gewonnen. Und dabei ist seine Doom-Metal-Core-Combo Zatokrev nur einer von fünf Acts, die für den Basler Pop Preis 2015 nominiert sind, und wer den erhält, kommt erst am 11. November aus. Bereits eingeehmt hat er aber den Business Support des RFV, und zwar als Betreiber des Labels Czar of Crickets.

Über sein Label mischt er indirekt auch beim Pop-Preis mit. Denn die ebenfalls nominierten Folkpopper Serafyn veröffentlichen ihre Musik über Czar of Crickets. Ein Rollenkonflikt zwischen seinen Funktionen als Labelchef und Bandleader entsteht deshalb nicht: «Meine Stimme habe ich Serafyn gegeben. Die sind mehr Familie und sicher keine Konkurrenz.» Tatsächlich spielt Bassist Lucas Löw in beiden Bands und mit Serafyn-Sängerin und Cellistin Alexandra Werner pflegte er eine Beziehung, die über die Labelbande hinaus ging.

Dass seine eigene Gruppe für den Pop-Preis vorgeschlagen ist, darüber staunt Rotter ein bisschen: «Wir sind definitiv keine komfortable Band. Umso geiler finde ich die Nomination, steht sie doch für die Offenheit des Rockfördervereins Basel.» Offenheit zählt auch zu Rotters Tugenden, Szene-Dünkel sind ihm ein Gräuel: «Ich trage nur so viele schwarze Bandshirts, weil ich die auf Tour oft gratis erhalte.»

Die schweren Elegien von Zatokrev sind zu eigen, um nur dem Metal-Genre zugeordnet zu werden. Die offenen Songstrukturen erinnern weniger an Metal denn an die Freiheit des Jazz. «Wir wissen schon, welcher Schrei der Refrain ist», lacht Rotter, «und der Jazzgeist kommt wohl von Drummer Frédéric Hug. Ich weiss nicht mal, ob er ein Doppelpedal für die Basstrommel hat – nur dass er groovt!»

Auch woher sein Hang zur Schwere kommt, weiss Rotter nicht – nur dass es nicht anders geht. «Ich habe versucht, muntere Songs zu schreiben. Doch schaffte ich nicht mal ein fröhliches Geburtstagslied für meinen Göttibub.»

Vielleicht liegt es am Aufwachen im abgelegenen Baselbieter Wittinsburg. «Ich fühlte mich dort immer als Aussenseiter. Damals spürte ich in mir ein Loch, das



Schafft nicht mal ein fröhliches Lied für den Göttibuben: Frederyk Rotters Musik ist schwere Kost.

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI

gefüllt werden musste. Heute hab ich diese Aussenseiter-Position zu meiner Stärke gemacht.»

Erst versuchte es Rotter mit Kampfsport, den er zehn Jahre intensiv betrieb. «Zu guter Musik kam ich spät. Erst mit 16 Jahren entdeckte ich die Smashing Pumpkins und drehte das Volumen jeweils auf Anschlag in der Hoffnung, sie werde so Teil von mir.» Als das nicht funktionierte, lieh er sich die akustische Gitarre eines Freundes und versuchte sich daran. Mit 18 Jahren nahm er dann Unterricht und übte wie ein Besessener täglich an die acht Stunden. «Wie davor im Sport gab es für mich nur noch ein Ding, und darin wollte ich der Beste sein.»

Nach einigen Wanderjahren gründete er Zatokrev. «Bis aufs Blut» heisst der Bandname aus dem Tschechischen übersetzt.

Und Leiden bis zum Letzten oder etwas weniger dramatisch formuliert: Alles für die Musik geben, ist Rotters Motto geblieben. Dabei muss es nicht immer metallisch hart sein: Aktuell widmet er sich neben Label und Band auch seinem Singer-/Songwriter-Projekt The Leaving.

Joggen tut der Musik gut

Seit 2006 führt er sein Label, aktuell umfasst das Repertoire über 20 Bands. «70 Prozent lebe ich vom Label, 30 Prozent von meiner Musik. Aber auch addiert ist das zu 100 Prozent unter aller Sau!» Da kommt der Business Support des RFV gerade recht, ist dieser Preis doch mit 12 000 Franken dotiert. «Klar kann ich das Geld gut brauchen», sagt Rotter: «Ich freue mich aber besonders über die Anerkennung, die mir

die Jury mit ihrem Entscheid für zehn Jahre harte Arbeit zeigt.»

Mit Zatokrev hat Rotter diesen Frühling das neue Album «Silk Spiders Underwater...» beim renommierten Metallabel Candlelight Records rausgebracht. Doch selbst wenn er nun bei einem Genre-Label ist, gegen Szene-Klischees sträubt er sich weiter: «Von mir gibt es sicher keine grimmigen Bandfotos im Birkenwald.»

Dafür trifft man Rotter in der Natur nun öfter joggend. «Ich habe wieder mit Sport angefangen. Aber heute ist es mir egal, wenn jemand schneller oder besser ist. Es tut mir einfach gut, auch für die Musik.» Selbst dort nimmt er es nun gelassener: «Üben muss ich nicht mehr. Heute spiele ich ja dauernd mit Bands.»

tageswoche.ch/+odi81

×

Basel-Stadt schnürt ein Sparpaket und will dem Nachbarkanton 80 Millionen geben. Im Grossen Rat wird es dafür Kritik hageln. Doch der Deal hat eine kampfberete Befürworterin: Eva Herzog.



UND DENEN SOLLEN WIR



GELD GEBEN?

Von Yen Duong

Eva Herzog zeigt sich dieser Tage bester Laune. Die Basler Finanzdirektorin blickt dem grossen Showdown im Basler Parlament am 11. November zuversichtlich entgegen. Sie hat allen Grund dazu. Wenn Herzog am nächsten Mittwochabend den Grossratsaal verlassen wird, dürfte sie dies höchstwahrscheinlich als Siegerin tun.

Zwar weht ihr ein rauer Wind entgegen; sie und ihre Regierungskollegen werden viel Schelte einstecken müssen, am Schluss aber wird der Grosse Rat der umstrittenen 80-Millionen-Zahlung seinen Segen geben. Wenn auch unter Zähneknirschen und lautem Murren.

Herzog vertritt den 80-Millionen-Deal derart leidenschaftlich wie kaum ein anderes Geschäft zuvor in ihrer Karriere. Nicht weil sie muss, sondern weil sie wirklich überzeugt ist vom Nutzen und der Notwendigkeit der Finanzspritze an den Kanton Basel-Landschaft.

An vorderster Front arbeitete die SP-Regierungsrätin am Verhandlungstisch mit dem Nachbarkanton diesen Deal aus, der vorsieht, dass Basel-Stadt von 2016 bis 2019 jährlich 20 Millionen Franken an Baselland zahlt und damit dem finanziell gebeutelten Landkanton unter die Arme greift. Dies nicht aus reiner Grosszügigkeit: Im Gegenzug verpflichteten sich die Baselbieter unter anderem dazu, den Universitäts- und Kulturvertrag bis Ende 2019 nicht zu kündigen und sich in einer gemeinsamen Trägerschaft am Tropeninstitut (Swiss TPH) zu beteiligen, was ab 2017 einen jährlichen Beitrag von 3,6 Millionen Franken zur Folge hätte.

«Wir haben das Sparpaket verabschiedet und überlassen es nun dem Grossen Rat, was er mit den Massnahmen macht.»

Eva Herzog, Finanzdirektorin

Gross war das Erstaunen, als die beiden Regierungen am 23. Oktober die Vereinbarung bekannt gaben. Gross auch der Aufschrei in Basel-Stadt. Seither leisten Eva Herzog und die Gesamtregierung intensive Überzeugungsarbeit.

Vor neun Monaten hatte sich Eva Herzog noch nicht so ausgabefreudig gegeben. Damals sass sie mit ihren Regierungskollegen im Vorzimmer des Grossratsaals und malte ein düsteres Bild der Basler Staatsfinanzen an die Wand. Konkret stellte sie ein Entlastungspaket vor, das jährliche Einsparungen von 69,5 Millionen Franken bringen soll. Gekürzt werden soll in allen Bereichen. So soll der Zolli 450 000 Fran-

ken weniger Subvention pro Jahr erhalten, die Skulpturhalle geschlossen werden und den Staatsangestellten die Dienstaltergeschenke gestrichen, dafür Beiträge an die Unfallversicherung aufgebürdet werden. 40 Stellen sollen insgesamt abgebaut werden.

Der Ballast des Entlastungspakets

Herzog begründete die Sparübung damals hauptsächlich mit hohen Steuerzufällen, die der Kanton Basel-Stadt wegen der Unternehmenssteuerreform II erwarten muss. Und damit, dass in den kommenden Jahren mit einem deutlichen strukturellen Defizit zu rechnen wäre, falls nicht rechtzeitig Gegenmassnahmen ergriffen würden.

Rund 2000 Staatsangestellte demonstrierten im April gegen die Sparmassnahmen der Regierung. Und nun die 80 Millionen für Baselland. Dass in Basel-Stadt gespart werden muss, aber Geld für den Nachbarkanton vorhanden ist, der seine Steuern nicht erhöhen und pompöse Strassen bauen will, löst Unmut aus.

Herzog kann die Kritik nachvollziehen: «Vor einem Jahr hatten wir die Befürchtung, in ein strukturelles Defizit zu geraten, und haben deshalb schnell reagiert und ein Entlastungspaket geschnürt. Wir wollten vorausschauend handeln, andere Kantone reagieren erst, wenn sie in ein Defizit geraten – wir vorher», sagt Herzog. Mittlerweile sehe es aber wieder besser aus. So schloss die Staatsrechnung 2014 mit einem Plus von 179,3 Millionen Franken ab und für 2016 budgetiert der Kanton Basel-Stadt einen Überschuss von 85,8 Millionen Franken.

Grund für das erwartete Plus im kommenden Jahr sind laut Herzog höhere Einnahmen der Einkommenssteuern bei den natürlichen Personen – und eine kontrollierte Ausgabenpolitik –, dazu zählt sie auch die beschlossenen Sparmassnahmen. Sie bereut es nicht, dieses Entlastungspaket geschnürt zu haben, auch wenn dieses es ihr nun massiv erschwert, die 80 Millionen für Baselland zu rechtfertigen.

So fordern der VPOD und der Basler Gewerkschaftsbund (BGB), auf die Sparübungen beim Staatspersonal zu verzichten. Dass sich Basel-Stadt die 80 Millionen für Baselland leisten könne, mache die geplanten Sparmassnahmen beim Kantonspersonal «somit noch unverständlicher», teilt der BGB mit. «Es kann nicht sein, dass Basel-Stadt Baselland 80 Millionen schenkt und im eigenen Kanton ein Sparpaket zulasten des Service Public schnürt.»

Das Parlament fühlt sich übergangen

Ähnlich äussert sich der VPOD. Es sei ein Affront für die Kantonsangestellten, dass man bei ihnen sparen wolle, während dem Nachbarkanton «aufgrund von Drohungen locker 80 Millionen Franken rübergeschoben werden».

Herzog lässt durchblicken, dass allfällige Korrekturen bei den Sparmassnahmen für sie verkraftbar wären: «Die finanzielle

Situation hat sich verbessert. Wir haben das Paket verabschiedet und überlassen es nun dem Grossen Rat, was er mit den Massnahmen macht.» Es liege in der Kompetenz des Grossen Rats, einzugreifen, wenn er zur Ansicht gelange, die Situation habe sich verändert.

Vorsichtige Prognosen sind über die Jahre zu Eva Herzogs Markenzeichen geworden, die Finanzdirektorin überrascht lieber mit Zahlen als von ihnen überrascht zu werden. Herzog würde sich also nicht derart weit aus dem Fenster lehnen, liesse der Füllstand der Staatskasse nicht einen gewissen Spielraum zu: «Die Prognosen sehen bis 2019 gut aus. Die 80 Millionen sind für Basel-Stadt verkraftbar, zumal die Alternative teuer und bedeutend schlechter wäre – mit langfristigen Folgen für die Region», sagt sie.

Und man dürfe nicht vergessen, dass auch Baselland Verpflichtungen eingehe. «Es braucht nicht nur von der Baselbieter Regierung ein klares Bekenntnis zu den Institutionen, sondern auch vom Landrat», sagt sie. Ansonsten würden die 80 Millionen ins Wasser fallen.

«Sagen wir Ja, belohnen wir die Baselbieter für ihre schlechte Finanzpolitik.»

Heidi Mück, BastA!

Die Parteien bereiten sich derweil intensiv auf die Grossratsdebatte vom kommenden Mittwoch vor. Heidi Mück, Co-Präsidentin von BastA!, weiss noch nicht, wie sie stimmen wird. Im Moment tendiere sie eher zu einem Nein: «Sagen wir Ja, belohnen wir die Baselbieter für die schlechte Finanzpolitik.» Es sei zudem nicht nachvollziehbar, dass Basel-Stadt sparen müsse und Geld für Baselland vorhanden sei. Die Grossrätin fühlt sich von der Regierung erpresst. «Das Problem ist, dass wir nur Ja oder Nein sagen können, das ist undemokratisch und kommt schlecht an», so Mück.

Kritisch äussert sich auch SVP-Grossrat Patrick Hafner. Der Präsident der Finanzkommission fühlt sich übergangen: Weil es sich beim Deal seines Erachtens um einen Staatsvertrag handelt, hätte seine Kommission gemäss Geschäftsordnung vorinformiert werden müssen. «Das Vorgehen der Regierung ist ein Affront gegenüber dem Parlament.» Einmal mehr werde dem Parlament ein wichtiger Beschluss nach dem Motto «Vogel friss oder stirb» vorgelegt. Der Grosse Rat werde mit dem Argument «Gefährdung der Uni» praktisch genötigt zuzustimmen.

Hafner wehrt sich gegen dieses, wie er es nennt, «Schwarzer-Peter-Spiel», zumal die Regierungen beider Kantone massgeblich verantwortlich seien für die aktuelle Situation. Hafner will sich nicht zum



Auf dem Gruppenbild lächelt Eva Herzog verhalten, ihre Zähne zeigt sie nun im Kampf um den Millionen-Deal.

FOTOS: HANS-JÖRG WALTER

Baselbiet äussern, kritisiert aber das «Risikomanagement der Basler Regierung» hart. «Ich behalte mir vor, dem Ratschlag nicht zuzustimmen. Nicht zuletzt deshalb, weil ich befürchte, dass die Situation in vier Jahren wieder gleich oder ähnlich aussehen wird.»

SVP will kein Referendum mehr

Auch wenn breite Skepsis vorhanden ist, der Deal wird im Grossen Rat wahrscheinlich durchkommen. Trotzdem wird er auf wackligem Fundament stehen, denn ein Referendum gegen die Finanzhilfe wird immer wahrscheinlicher.

Lauthals drohte die SVP Basel-Stadt nach Bekanntgabe der Finanzhilfe damit. Inzwischen ist in der Partei jedoch kein ernsthafter Wille dazu mehr erkennbar. Zu viel stehe auf dem Spiel sagen diverse Parteimitglieder.

Stattdessen will die BDP in die Bresche springen. Die Aussenseiterpartei, die bei den Nationalratswahlen die Hälfte ihres Wähleranteils verlor (neu nur noch 1,1 Prozent), sieht die umstrittene Vereinbarung als perfekte Gelegenheit zur Profilierung. «Kommt der Deal im Grossen Rat durch, werden wir ziemlich sicher das Referen-

dum dagegen ergreifen», sagt BDP-Präsident Hubert Ackermann.

Zuerst wolle man aber das Gespräch mit der SVP für ein gemeinsames Referendum suchen. Mache die SVP nicht mit, sei es aber «sehr wahrscheinlich», dass die BDP allein mit dem Referendum komme. «Wir haben uns bereits erfolgreich gegen die Unterflurcontainer gewehrt. Und auch bei diesem Thema sind wir der Meinung, dass die Basler Bevölkerung darüber abstimmen sollte.»

«Diejenigen, die das Referendum ergreifen wollen, müssen sich gut überlegen, ob sie alles platzen lassen wollen.»

Eva Herzog, Finanzdirektorin

Ackermann hält den Deal für eine «schlechte Lösung». Er misstraut der Baselter Finanzpolitik, die ab 2019 mit einem Überschuss zwischen 50 bis 90 Millionen

Franken rechnet: «Es gibt keine Garantie dafür, dass es dem Kanton Basel-Landschaft in vier Jahren tatsächlich finanziell wieder besser geht und wir nicht wieder am gleichen Ort stehen.»

«...und was wäre die Alternative?»

Herzog meint dazu: «Eine Garantie gibt es nie. Aber wir werden unser Bestes geben.» Das angekündigte Referendum der BDP kritisiert sie in aller Schärfe: «Die Exponenten müssen sich im Klaren sein, was für einen Schaden sie damit anrichten würden.» Der Druck auf die Baselbieter Regierung, den Uni- und den Kulturvertrag zu kündigen, würde dann massiv steigen. «Alles wäre dann im Eimer – und was wäre die Alternative?»

Die 80 Millionen sind nach Aussage von Herzog kein Geschenk an Baselland, sondern eine Investition für gemeinsame Institutionen. «Diejenigen, die dieses Referendum ergreifen, haben eine grosse Verantwortung und müssen sich gut überlegen, ob sie alles platzen lassen wollen.»

Mit Finanzdirektorin Eva Herzog sollte man sich lieber nicht anlegen. Wer sie kennt, weiss das.

tageswoche.ch/+77muw

×



Für die Baselbieter sind höhere Steuern des Teufels. Doch in Anton Laubers Heimatgemeinde geht es nicht anders.

Allschwil will mehr Steuern

von Jeremias Schulthess

Vor fünf Jahren war die Welt von Nicole Nüssli noch in Ordnung. Die damalige Finanzchefin von Allschwil präsentierte schwarze Zahlen, die Gemeinde budgetierte einen Überschuss von 3,5 Millionen Franken. Der Gemeinderat dachte über Steuersenkungen nach. Heute hat Nüssli als Gemeindepräsidentin eine undankbare Aufgabe: Sie muss tiefrote Zahlen präsentieren und eine Steuererhöhung vorschlagen.

Damit bricht der Gemeinderat ein Tabu. Steuererhöhungen – das war bislang etwas, das nur Linke forderten. Nüsslis Vorgänger Anton Lauber (CVP) wehrte sich vehement dagegen. Heute verwaltet Lauber die Kantonsfinanzen und will von Steuererhöhungen partout nichts wissen. Dabei könnte es dem Kanton schon bald ebenso ergehen wie Allschwil.

Defizit kommt wenig überraschend

Die Gemeinde geriet in den letzten Jahren in finanzielle Schieflage. Nüssli hebt drei Bereiche hervor, die dafür verantwortlich seien: Bildung, Altenpflege und Sozialleistungen. Allschwil baut ein Schulhaus für 64 Millionen Franken, für das Rückstellungen getätigt wurden. Dazu kommt: Der Kanton erstattet Pflegekosten nicht mehr an die Gemeinde zurück, und die Ausgaben für Sozialleistungen steigen.

«Wir haben praktisch keine andere Wahl, als die Steuern um ein Prozent zu erhöhen», sagt Nüssli. Damit läge der Steuerfuss exakt im Kantonsdurchschnitt, im Vergleich der Agglomerationsgemeinden allerdings im oberen Drittel.

Den SP-Landrat Andreas Bammatter aus Allschwil überrascht die finanzielle Schieflage nicht. Er sagt, die finanziellen Entwicklungen hätten vorausgesehen werden können. «Die Bevölkerung wächst stetig, da braucht es auch mehr Infrastruktur und mehr Steuereinnahmen.»

Zwar stiegen die Steuererträge in Allschwil in den vergangenen Jahren leicht an, gemessen an der steigenden Bevölkerungszahl und den benötigten Mitteln für Schu-

len, Kindergärten und Sozialhilfe jedoch nicht im nötigen Umfang.

Verglichen mit dem Jahr 2000 entgehen der Gemeinde heute jährlich zwischen vier und fünf Millionen Franken aufgrund von Steuererleichterungen, rechnet Bammatter vor. Etwa 2,9 Millionen weniger nehme die Gemeinde bei natürlichen Personen ein, ein Minus von 1,5 Millionen besteht bei juristischen Personen, also grösstenteils Unternehmen.

Die Gemeinde bestätigt den Befund – zumindest bei den natürlichen Personen, «bei juristischen Personen können wir keine konkrete Aussage machen», sagt der Gemeinderat Franz Vogt an der letzten Einwohnerratssitzung laut Protokoll.

Der Hauptgrund für die Steuerausfälle liegt bei der Politik von Bund und Kanton, da die Gemeindesteuern direkt an die kantonalen Steuereinnahmen gekoppelt sind. Eine detaillierte Liste des Kantons, die der SP-Landrat Ruedi Brassel im März anforderte, zeigt auf, wie die Steuerausfälle in den letzten 15 Jahren zustande kamen – Steuerausfälle von insgesamt 181 Millionen Franken, was etwa dem entspricht, was der Landkanton heute an Sparmassnahmen vorschlägt.

Der Streit ums Budget ist auch ein Streit um Deutungshoheit: Was soll der Staat bezahlen, was nicht?

Diese Steuerausfälle hat jedoch nicht allein der Kanton zu verantworten. Ein grosser Teil geht auf Änderungen der nationalen Steuerpolitik zurück; etwa auf die Unternehmenssteuerreform I und II.

So zahlen Unternehmen heute insgesamt etwa 67 Millionen weniger pro Jahr aufgrund von Erleichterungen, die 2007 und 2009 in Kraft traten. Aber auch Privatpersonen profitierten im Landkanton von

Steuererleichterungen, beispielsweise durch Steuerabzüge bei Mietkosten und Sozialleistungen für Rentnerinnen und Rentner, die 2007 eingeführt wurden.

Die Steuersätze in Baselland wurden in den letzten Jahren indes weder erhöht noch gesenkt. Es gab nur Einzelmassnahmen wie Steuerabzüge, die das Steuersubstrat für Privatpersonen verändern.

Nun steht der Kanton vor der Frage, ob die Einkommenssteuern erhöht werden sollen. Ein entsprechender Vorschlag für eine befristete Erhöhung brachten die Grünen aufs Tapet. SP-Landrat Bammatter sagt: «Der Kanton wird nicht darum herumkommen, früher oder später die Steuern zu erhöhen.»

Anton Lauber lehnt das ab. Ein strukturelles Defizit könne nicht mit Steuererhöhungen bereinigt werden, so das Credo des Finanzdirektors, das er bereits in Allschwil vertrat und das er an der Medienkonferenz zum 80-Millionen-Deal der beiden Halbkantone einmal mehr betonte.

Die Aussage Laubers stiess bei der Medienkonferenz auf Unverständnis bei seinen baselstädtischen Kollegen. In Fachkreisen ist jedoch klar: Steuererhöhungen sind kein Allheilmittel. Denn ein strukturelles Defizit bedeutet, dass das Budget mehr Ausgaben als Einnahmen aufweist. Deshalb müssten erst diese Budgetposten ins Lot gebracht werden, findet der Wirtschaftsprofessor Christoph Schaltegger von der Universität Luzern.

Tagesbetreuung oder Heimatmuseum

«Einnahmenbasierte Konsolidierungen – also in der Regel Steuererhöhungen – sind in der Regel weniger erfolgreich als ausgabenbasierte Konsolidierungen wie beispielsweise Sparmassnahmen», sagt Schaltegger. Steuererhöhungen könnten ein strukturelles Defizit theoretisch bereinigen, die Gefahr sei jedoch, dass die Ansprüche von Interessengruppen damit steigen würden.

Der Streit ums Budget ist denn auch ein Streit um Deutungshoheit: Was soll der Staat bezahlen, was nicht? Und wo soll die Gemeinde sparen?

In Allschwil zanken sich Bürgerliche und Linke darum, wo gespart werden soll. Im aktuellen Budget schlägt der Gemeinderat vor, bei der Tagesbetreuung zu sparen. Die SP will das nicht. Auch das Heimatmuseum bleibt bis auf Weiteres geschlossen. Für einige Bewohnerinnen und Bewohner der Gemeinde ist das inakzeptabel.

Im Dezember entscheidet der Einwohnerrat über das Budget und die vorgeschlagene Steuererhöhung. Bürgerliche wollen die Steuererhöhung streichen, die SP will die Steuern noch stärker erhöhen, um weitere Sparmassnahmen zu verhindern.

Der Streit ist programmiert – wie in Allschwil so im gesamten Kanton. Baselland leidet an den Steuerausfällen, die es in den letzten 15 Jahren zu bewältigen hatte. Und am Ende bleibt wohl wie in Allschwil nur das Drehen an der Steuerschraube.

tageswoche.ch/+3vio6

×

Anton Lauber spricht über Respekt und gegenseitige Abhängigkeit zwischen den beiden Basel und sagt, er habe nie versprochen, dass die Steuern nicht erhöht würden.

«Der Druck auf uns sollte nicht unterschätzt werden»

von Yen Duong und Renato Beck

Anton Lauber, wie würden Sie einem Basler erklären, warum es richtig ist, 80 Millionen Franken nach Baselland zu überweisen?

Er sichert damit, gemeinsam mit dem Landschäftler, den Fortbestand einer starken Universität, reduziert den immensen Zeitdruck bei den Verhandlungen und stellt für die betroffenen Institutionen Planungssicherheit her. Gleichzeitig wird ein Reputationsschaden für den Wirtschafts- und Forschungsstandort «Region Basel» vermieden und die partnerschaftliche Zusammenarbeit zwischen den beiden Kantonen gestärkt.

Er würde vielleicht antworten: Erhöht doch einfach die Steuern! Warum schliessen Sie diese Möglichkeit partout aus?

Wir halten uns ans Gesetz. Massgeblich ist Paragraf 32b des Finanzhaushaltsgesetzes. Demnach ist ein Aufwandüberschuss auf der Aufwandseite auszugleichen. Der Landrat muss erst dann eine Steuererhöhung beschliessen, wenn die Regierung ihm gegenüber nachgewiesen hat, dass der Handlungsspielraum auf der Aufwandseite erschöpft ist. Gleichzeitig geht der Regierungsrat davon aus, dass im Landrat keine Mehrheit für eine Steuererhöhung zu finden ist.

«Ich orientiere mich am Gesetz und daran, was mehrheitsfähig ist. Es gibt keine ideologischen Überlegungen bei mir.»

Das ist eine legalistische Begründung. Haben Sie nicht vor allem eine prinzipielle, ideologische Abneigung gegen höhere Steuern?

Ideologische Überlegungen gibt es bei mir nicht. Ich orientiere mich am Gesetz und daran, was mehrheitsfähig ist. Fakt ist

nun mal, dass wir auf der Ausgabenseite Massnahmen ergreifen müssen, wenn wir mittel- bis langfristig das Kostenwachstum in Griff bekommen wollen. Wir kommen nicht darum herum. Es ist falsch zu glauben, dass mit Steuererhöhungen automatisch alles besser wird.

Es war ein Wahlversprechen der Bürgerlichen, die Steuern nicht zu erhöhen.

Das weiss ich nicht, ich hab das nie versprochen. Diese Thematik verändert sich viel zu schnell, um Versprechen abgeben zu können. Aber Steuererhöhungen lösen unser Problem nicht, das liegt bei den steigenden Kosten, insbesondere bei Bildung, Gesundheit und Sozialem. Ein Mehrertrag durch höhere Steuereinnahmen würde schnell von neuen Kosten aufgefressen.

Binningen erhöht die Steuern, Allschwil will es auch tun – warum soll für den Kanton falsch sein, was für die Gemeinden richtig ist?

Es ist nicht meine Aufgabe, mich zu Entscheidungen von Binningen und Allschwil zu äussern. Aber für die Gemeinden besteht nun mal kein Gesetz, wann sie die Steuern erhöhen dürfen. Für den Kanton hingegen schon.

Ab 2019 rechnen Sie mit einem Überschuss von 50 bis 90 Millionen Franken. Wie soll das gelingen ohne Steuererhöhungen?

Dazu wollen wir 132 Sparmassnahmen umsetzen. Wir wissen, dass das ein ehrgeiziges Ziel ist. Aber der Landrat hat ja schon erste Beschlüsse gefasst, etwa die Lohnreduktion von einem Prozent bei der Verwaltung. Einsparungen über 40 Millionen Franken beim Personal werden 2016 für die folgenden Jahre erarbeitet. Und dann gibt es die 130 weiteren Massnahmen in allen Bereichen. Wir gehen Schritt für Schritt vor.

Dazu müssen der Landrat und auch das Volk diese Schritte mitgehen. Was tun Sie, sollten nicht alle Sparmassnahmen umgesetzt werden?

Diese Frage stelle ich mir auch oft. Dort, wo einige wegfallen, braucht es eine Kom-

pensation. Wir werden unsere Leistungen ständig überprüfen müssen und stets neue Entlastungsmassnahmen erarbeiten.

«Wir müssen uns darauf einigen, wo wir die Schwerpunkte der Uni setzen und wo nicht.»

Durch die Vereinbarung mit Basel sparen Sie weniger als geplant: Sie haben sich zur Mitfinanzierung des Tropeninstituts und des ETH-Instituts sowie zur Ausfinanzierung der maroden Pensionskasse der Uni verpflichtet. Wie wird das kompensiert?

Das ist ein Missverständnis. Alle drei Projekte waren bereits vor der aktuellen Diskussion vom Regierungsrat beschlossen und sind im Finanzplan 2016 bis 2019 eingesetzt. Sie waren nie Gegenstand der Sparmassnahmen. Das kann man im Finanzplan nachlesen.

Also mussten Sie keine wesentlichen Zugeständnisse an den Stadtkanton machen?

Unser Zugeständnis besteht darin, dass wir die drei Projekte im Landrat zur Beschlussfassung bringen und die Vereinbarung mit Basel-Stadt dahinfällt, sollte der Landrat einem Projekt nicht zustimmen. Damit bestimmt der Landrat den Kurs der Partnerschaft mit.

Es entstand der Eindruck, diese Beteiligungen seien Gegenleistungen für die 80 Millionen.

Das wurde falsch verstanden. Diese Projekte haben nichts mit der Diskussion um die Staatsverträge zu tun. Das sind Investitionen im Rahmen unserer Wirtschaftsoffensive. Wir setzen auf den Wirtschafts- und Life-Sciences-Standort. Deshalb gehen wir auch in der Debatte um die Uni-Finanzierung sehr respektvoll vor, denn die Universität ist zentral für die Pharmabranche.

Trotzdem muss die Universität voraussichtlich ab 2020 mit weniger Geld auskommen. Das lässt selbst Ihre Basler Amtskollegin Eva Herzog durchblicken.

Es ist klar, dass für Baselland und Basel-Stadt eine Entlastung angestrebt wird. Das ist aber nicht zwingend mit einer Qualitätsminderung gleichzusetzen. Wir müssen uns darauf einigen, wo wir die Schwerpunkte der Uni setzen und wo nicht. Das ist Bestandteil der gemeinsamen Roadmap, die wir jetzt erarbeiten.

Wo sollen denn die Schwerpunkte liegen – und wo nicht?

Davon haben wir eine Vorstellung. Aber das müssen wir zuerst mit Basel-Stadt aushandeln. Wir wollen die Sache gemeinsam angehen, nicht dass eine Regierung mit einem Modell vorprescht. Denn das wäre kontraproduktiv.

Solche konzilianten Töne sind neu.

Bislang wirkte es eher so, dass Sie Ihre Pläne mit allen Mitteln durchdrücken wollen.

Da muss ich widersprechen. Die Zusammenarbeit zwischen den Regierungen ist sehr gut. Wir haben keinen Einfluss auf das, was überall geschrieben und von Einzelpersonen gesagt wird. Die Diskussionen waren hart, aber auch sachbezogen und verantwortungsbewusst. Es wäre falsch zu glauben, diese Verhandlungen liefen ohne gegenseitigen Respekt ab.

Erschwert der oftmals krawallig politisierende Landrat die Partnerschaftspolitik?

Ich verwahre mich gegen den Begriff «krawallig» (lacht). Der Landrat ist sich seiner Verantwortung für den Kanton und die Region bewusst. Klar gibt es einzelne Exponenten, die immer wieder sticheln. Wir dürfen uns als Regierung aber nicht von solchen Animositäten – hüben wie drüben – beirren lassen. Wir sind der Objektivität verpflichtet.

«Sollte es zu einem Referendum kommen, müssten wir ernsthaft eine Kündigung der Verträge bis Ende Jahr in Erwägung ziehen.»

Dennoch wird die Baselbieter Regierung permanent unter Druck gesetzt. Der Landrat hat einen Vorstoss mit der Forderung eingereicht, Baselland solle den Uni-Vertrag aufkündigen. Das schränkt Ihren Handlungsspielraum ein.

Es handelt sich um ein Postulat. Daher gibt es für uns keinen rechtsverbindlichen Auftrag, den Uni-Vertrag zu kündigen, sondern es ist eine Aufforderung dazu, dies zu prüfen. Es liegt also an der Regierung, ob wir das machen werden. Es ist aber unbe-



Anton Lauber: «Nicht von Animositäten beeinflussen lassen.»

FOTO: BASILE BORNAND

stritten, dass ein grosser Erwartungsdruck für eine Neuverhandlung dieses Staatsvertrags vorhanden ist. Deshalb brauchen wir mehr Zeit – die wir mit dieser Lösung erhalten würden. Denn würden wir den Uni- und den Kulturvertrag auf Ende 2017 kündigen, würden wir zeitlich massiv unter Druck stehen. Eine neue Lösung müsste bereits Mitte 2016 stehen, damit sie sämtliche politischen Prozesse – in Baselland und Basel-Stadt – durchlaufen und ab dem 1. Januar 2018 gelten könnte. Das wäre unglaublich stressig.

Was passiert, sollte in Basel-Stadt tatsächlich das Referendum gegen den Deal ergriffen werden? Die BDP hat bereits angekündigt, dass sie das machen wird.

Ich bin noch nicht überzeugt davon. Die Hoffnung stirbt zuletzt. Ich glaube immer noch, dass wir einzelne Exponenten noch von dieser guten und tragbaren Lösung überzeugen können. Aber sollte es tatsächlich so weit kommen, dann würde ich die-

sen schlechten Entscheid ausserordentlich bedauern. Denn das würde dazu führen, dass wir eine Kündigung der Verträge bis Ende Jahr ernsthaft in Erwägung ziehen müssten. Der politische Druck auf die Baselbieter Regierung, das zu tun, sollte nicht unterschätzt werden.

Schadet Ihnen das aufgeladene Klima nach der Fusionsabstimmung vor einem Jahr bei der Suche nach Kompromissen?

Sagen wir es mal so: Ich wäre froh gewesen, hätten wir darüber nicht abgestimmt. Die Zusammenarbeit mit Basel-Stadt ist deswegen vorübergehend sicherlich nicht einfacher geworden. Auf der anderen Seite setzen solche Abstimmungen auch immer wieder neue Impulse frei. Ich würde die Fusionsabstimmung nicht überbewerten. Baselland hat sich nicht gegen Basel-Stadt entschieden, sondern mit seiner Entscheidung ein Commitment für die Selbstständigkeit des Baselbiets abgegeben.

tageswoche.ch/+b4n4r

×

In beiden Basel stehen umstrittene Verkehrsvorlagen zur Abstimmung: Während das Land den Autoverkehr ausbauen möchte, geht die Stadt in die entgegengesetzte Richtung.

Stadt und Land fahren nicht auf dasselbe ab

von Dominique Spirgi

Namen und Begriffe können täuschen. In Baselland steht am 8. November eine Vorlage zur Abstimmung, die den Namen Elba trägt, mit der beschaulichen Ferieninsel im Mittelmeer im übertragenen Sinne aber auch rein gar nichts zu tun hat. Und in Basel-Stadt wird am 15. November über die Strasseninitiative abgestimmt, die keineswegs auf einen Ausbau des Strassennetzes oder -verkehrs abzielt, wie man vielleicht glauben könnte.

Klarer wird die Sache, wenn man die Kinder bei ihren vollen Namen nennt: Elba ist die Abkürzung für «Entwicklungsplanung Leimental-Birseck-Allschwil» (dass es dabei in erster Linie um Verkehrsplanung geht, erfährt man aus dem Namen allein noch nicht). Die Strasseninitiative heisst im vollen Wortlaut «Strassen teilen – Ja zum sicheren und hindernisfreien Fuss-, Velo- und öffentlichen Verkehr», was schon sehr viel über den Inhalt des Begehrens aussagt.

Sowohl bei Elba als auch bei der Strasseninitiative stehen verkehrspolitische Grundsatzentscheide zur Debatte. Und wie eigentlich immer, wenn es um das Thema Verkehr geht, wird heftig darüber gestritten. Damit hat es sich aber bereits mit den Gemeinsamkeiten. Denn inhaltlich weisen die beiden Vorlagen in höchst unterschiedliche, wenn nicht gar in entgegengesetzte Richtungen.

Der inhaltliche Scheidepunkt liegt im Fachbegriff «Modal Split». Damit ist die Verteilung des Verkehrsaufkommens auf die verschiedenen Fortbewegungsmittel (Auto, Velo, Fussgänger und öffentlicher Verkehr) gemeint. Während die in Basel-Stadt zur Abstimmung stehende Elba-Vorlage keine Änderung des autolastigen Modal Splits anstrebt, geht es in Basel-Stadt klar um eine Gewichtsverschiebung zugunsten des Langsamverkehrs und öffentlichen Verkehrs.

Einmal mehr kristallisieren sich also die deutlichen Mentalitätsunterschiede zwischen der politisch rot-grün dominierten Kernstadt und der zunehmend rechtsbürgerlichen Agglomeration heraus. Entsprechend läuft die links-grüne Opposition im Baselbiet Sturm gegen Elba, während sich in der Stadt die bürgerlichen Parteien zusammen mit den Wirtschaftsverbänden gegen die Strasseninitiative zur Wehr setzen.

Reduzierter Individualverkehr

Die Strasseninitiative, die vom Verkehrsclub der Schweiz VCS lanciert worden ist, nimmt im Grundsatz einen Passus im baselstädtischen Umweltschutzgesetz auf. Das Gesetz schreibt vor, dass der Kanton dafür sorgt, dass Fussgänger sowie der nicht motorisierte und der öffentliche Verkehr gegenüber dem privaten Motorfahrzeugverkehr bevorzugt und vor Behinderungen und Gefährdungen geschützt werden. Überdies wollen die Initianten der Forderung einer zehnprozentigen Reduktion des motorisierten Individualverkehrs Vorschub leisten, wie dies im Gegenvorschlag zur Städteinitiative festgehalten ist, die 2010 in Basel-Stadt angenommen wurde.

Die Durchsetzung dieser Ziele wollen die Initianten mit konkreten Massnahmen beschleunigen: So verlangt die Initiative, dass auf allen Hauptverkehrs- und Haupt-sammelstrassen im Kanton – die Autobahnen ausgenommen – normgerechte Trottoirbreiten erstellt sowie Verbesserungsmassnahmen für den Veloverkehr umgesetzt werden und der öffentliche

Verkehr etwa mit separaten Spuren und Vortrittsregelungen konsequent bevorzugt wird. Als Umsetzungsfrist legen die Initianten fünf Jahre (innerorts) und zehn Jahre (ausserorts) fest.

Velostreifen statt Parkplätze

Für die Basler Regierung gehen die «absolut formulierten» Forderungen der Initiative zu weit, zumal die rasche Umsetzung überdies mit einem Riesenaufwand und entsprechend hohen Kosten von rund 145 Millionen Franken verbunden wäre. Sie brachte deswegen einen Gegenvorschlag ins Spiel, der mit geschätzten Gesamtkosten von fünf Millionen Franken finanziell keine schwerwiegenden Folgen hätte.

Der Gegenvorschlag ist viel pragmatischer als die Initiative. So sollen sich Verbesserungen für Fussgänger und den öffentlichen Verkehr auf die Strassenabschnitte beschränken, auf denen dies mit einfachen Mitteln wie Signalisation und Markierungen möglich ist. Auch die Velomassnahmen sollen nicht flächendeckend, sondern innert einer Frist von sieben Jahren lediglich auf den definierten Velorouten umgesetzt werden. Für allenfalls nötige bauliche Massnahmen soll keine Frist gelten, so dass diese in eh anfallende Strassensanierungsprojekte integriert werden könnten. Und als unkomplizierte Alternative zu separaten Velospuren sollen auch Tempo-30-Strecken möglich sein.

Letzteres gibt im Abstimmungskampf viel zu reden. Die Gegner von Strasseninitiative und Gegenvorschlag führen ins Feld, dass Tempo 30 auf Hauptverkehrsstrassen nicht bundesrechtskonform sei, und dass wegen der Markierung von Velostreifen Parkplätze geopfert werden müssten. Auch die Regierung glaubt nicht daran, dass sich Tempo 30 überall durchsetzen lasse und man um neue Velostreifen und damit auch um einen Abbau von öffentlichen Parkplätzen herumkommen werde.

Bei der Bezifferung der gefährdeten Parkplätze sind höchst unterschiedliche Zahlen im Umlauf. Die Gegner sprechen beim Ge-

ANZEIGE

Interessante Kapitalanlage

An der Gotthelfstr. 89 in Basel verkaufen wir in gepflegter Liegenschaft eine schöne, vermietete

3-Zimmer-Eigentumswohnung

à ca. 70 m² im Hochparterre. Dazu kann eine geräumige Einzelgarage erworben werden. Die Wohnung ist in sehr gutem Zustand. Der Verkauf erfolgt an den Meistbietenden.

SIGNUM AG

Rund um Immobilien
061 426 96 94 | info@signum.ch



Während das Land auf Autos setzt, sitzen die Städter im ÖV.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

genvorschlag von über 1750 Parkplätzen, die Regierung geht, je nachdem, wie viele Tempo-30-Strecken sich rechtlich realisieren liessen, von 650 bis 1200 Parkplätzen aus, die wegen neuer Velostreifen wegfallen könnten.

Baselland tickt anders

Von Forderungen, wie sie in der Strasseninitiative, aber auch im Gegenvorschlag dazu formuliert sind, ist das Baselbiet weit entfernt. Dort dreht sich der Abstimmungskampf darum, ob es nicht besser wäre, die Verkehrsinfrastruktur massvoll auszubauen, statt, wie es die rechtsbürgerliche Mehrheit im Regierungs- und Landrat beschlossen

hat, für viel Geld neue Strassen zu bauen. Mit Elba möchte die Baselter Regierung die gesamte Verkehrsinfrastruktur im unteren Baselbiet längerfristig auf die Bedürfnisse abstimmen, die sich durch das im Planungsgebiet erwartete Bevölkerungswachstum bis 2035 um rund 20 000 Menschen ergeben werden. Konkret abgestimmt wird über einen Planungskredit von 11 Millionen Franken, heftig diskutiert wird indes über die milliardenteuren konkreten Ausbaumassnahmen, die der Regierungsrat in seinem Bericht skizziert.

Der Bericht enthält zwei Stossrichtungen, die mit «Umbau» oder «Ausbau» betitelt

sind. Wie die Begriffe es besagen, würden sich die Massnahmen bei der Stossrichtung «Umbau» vor allem auf Verbesserungen im bestehenden Verkehrsnetz beschränken, während die Variante «Ausbau» neue Hochleistungsstrassen enthält. Der Landrat hat sich auf Antrag der Regierung für die mit geschätzten Gesamtkosten von 1,8 Milliarden Franken teure Variante «Ausbau» entschieden. Die Variante «Umbau» hätte rund 800 Millionen Franken gekostet.

Die beiden Varianten unterscheiden sich im Prinzip durch unterschiedliche Gewichtungen beim «Modal Split». Während die Variante «Umbau» eine leichte Gewichtsverschiebung zugunsten des Langsamverkehrs und des öffentlichen Verkehrs nach sich gezogen hätte, fällt er bei der Variante «Ausbau» «neutral» aus, wie es im Bericht heisst. Das heisst, dass der Autoverkehr im stadtnahen Agglomerationsgürtel seine gewichtige Stellung beibehalten wird.

Umstrittenes Kernelement im Elba-Massnahmenkatalog ist eine neue Strassentangente, die nahe an der Stadtgrenze (und teilweise auch innerhalb der Stadt Basel) von Allschwil bis zur kantonalen Autobahn H18 im Birseck führen soll. Nur ein Teil dieser Tangente, der Nordtangente-Zubringer Allschwil, über den im Baselbiet im März bereits abgestimmt wurde, ist unumstritten. Die gesamte Strassentangente würde mit rund 700 Millionen Franken einen grossen Teil der Kosten verschlingen.

Rechnung ohne die Stadt gemacht

Überdies ist die Errichtung dieser neuen stadtnahen Strassentangente mit einem grossen Unsicherheitsfaktor verbunden. Sie bezieht als Teilstück nämlich das Projekt des Gundelitunnels auf Basler Boden mit ein. Dieses Stadtautobahnenprojekt ist ein Relikt der Verkehrsplanung der 1960er-Jahre und in Basel höchst umstritten. Im April dieses Jahres räumte selbst die Basler Regierung dem 600 Millionen Franken teuren Projekt eine geringe Priorität ein. Als Alternative müsste das Baselbiet auf eigenem Kantonsgebiet und auf eigene Kosten einen teuren Tunnel unter dem Bruderholz hindurch bauen.

Das Beispiel Gundelitunnel zeigt, dass die unterschiedlichen Verkehrsplanungen beider Basel auch in ganz konkrete Konflikte münden können. So will das Baselbiet neue Strassen für den motorisierten Individualverkehr bauen, der letztlich auch über die Kantons Grenzen hinaus in die Stadt fliesst. Und das will das rot-grüne Basel, das den Autoverkehr einschränken möchte, explizit nicht.

Dazu kommt, dass die wenig autoaffine Stadtbevölkerung, die eine Finanzhilfe an Baselland in der Höhe von 80 Millionen Franken mittragen muss, wenig Sympathien dafür hat, dass Baselland 1,8 Milliarden Franken in den Ausbau der Verkehrsinfrastruktur der Agglomeration stecken möchte. Vor allem, wenn es mit der massvollen Variante «Umbau» wesentlich billiger ginge. tageswoche.ch/+pxnps x

Im Basler Privatspital Bethesda wird bei Geburten häufiger der Kaiserschnitt gewählt als üblich. Warum, wollen die Verantwortlichen nicht sagen. Aber es gibt Erklärungen.

Warum im Bethesda so oft geschnitten wird

von Renato Beck

Als der errechnete Geburtstermin näher rückte, setzte sich bei Marianne* eine Idee fest. Sie wollte den Tag, an dem ihr Kind das Licht der Welt erblickt, auf ein originelles Datum legen. Im privaten Basler Bethesda-Spital kam man dem Wunsch der Kundin gerne nach. Und so ist heute im Pass der Kleinen eine Schnapszahl als Geburtstage eingetragen.

Wunschkaiserschnitt nennt sich die umstrittene Verschiebung des Geburts-

termins auf ein genehmes Datum. Umstritten deshalb, weil der Vorgang nicht aus medizinischen Gründen erfolgt, sondern einer Lifestyle-Entscheidung nahekommt.

Auch jenseits ideologischer Vorbehalte gibt es stichhaltige Gründe gegen einen nicht notwendigen Kaiserschnitt. Eine grossangelegte britische Meta-Studie, die sich auf Daten von fast 600 000 Frauen abstützt, kam vor einem Jahr zum Schluss, dass Nachteile der Sectio, wie das Risiko der verminderten Fruchtbarkeit, unterschätzt werden.

Massive Investitionen

Wie oft im Bethesda die Geburt per Skalpell erfolgt, ohne dass medizinische Gründe vorliegen, will das Spital nicht offenlegen. Die Frage ist relevant, weil die Geburtsmedizin in der Region im Umbruch ist. Das Bethesda rechnet ab kommendem Jahr mit rund 400 zusätzlichen Patientinnen dank der Schliessung der Frauenklinik auf dem Bruderholz. Bis zu 1700 Frauen dürften künftig jährlich im Bethesda entbinden. Das Spital baut deshalb seine Infrastruktur gerade massiv aus, ein Return on Investment wird erwartet.

Die einzige Zahl, welche die Klinik offenlegt, ist die Quote an Kaiserschnitten: diese lag 2013 und 2014 bei 45,1 Prozent. Die Rate ist signifikant höher als im Unispital, in dem jährlich rund 2300 Entbindungen stattfinden. Im Unispital wurden 2013 knapp 35 Prozent aller Gebärenden einer Sectio unterzogen. Der Wert ist tiefer, obwohl nur im Unispital die komplizierten Fälle behandelt werden, also etwa Frauen mit Frühgeburten.

Eine Erklärung für den höheren Wert gibt das Bethesda nicht. «Können wir leider nicht beantworten», antwortet Spitaldirektor Thomas Rudin auf eine entsprechende

Anfrage. Das Unispital nennt die Haltung der Ärzte und die umfassende Information der Patientinnen als Hauptgrund für die tiefe Quote. «Es ist wichtig, dass die Frauen genau wissen, welche Auswirkungen eine Sectio haben kann, und dass die neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse einbezogen werden», sagt Sprecherin Sabina Heuss.

Der Anteil an Wunschkaiserschnitten liegt im Unispital bei zwei Prozent. Allerdings liegen auch nur 10 bis 20 Prozent der Operationen streng medizinische Gründe zugrunde. Die Mehrheit der Fälle liegt in einer Grauzone zwischen persönlicher Entscheidung und ärztlicher Empfehlung. Die Entscheidungshoheit liegt laut Heuss immer bei der Frau. Im Bethesda werden die Entscheidungen laut Rudin von Arzt und Mutter gemeinsam getroffen.

«Können wir leider nicht beantworten.»

Bethesda-Direktor Thomas Rudin

Das Bethesda ist nicht das einzige Spital mit einer hohen Sectorate, schweizweit gibt es zahlreiche Privatspitäler, die häufig operativ entbinden. Das Phänomen ist bekannt und wird mit wirtschaftlichen Anreizen erklärt. «Durch die bessere Entschädigung der Sectio ist die natürliche Geburt finanziell etwas weniger interessant für Arzt und Spital», sagt Sandra Kobelt, Sprecherin des Krankenkassenverbands Santésuisse.

Vier statt 40 Hebammen

Das Bethesda-Spital etwa wird von der Grundversicherung mit 8355 Franken entschädigt, eine natürliche Geburt kostet mit 5270 Franken deutlich weniger. «Ein

ANZEIGE

Menschen begleiten bei Krankheit, Trauer und Sterben?

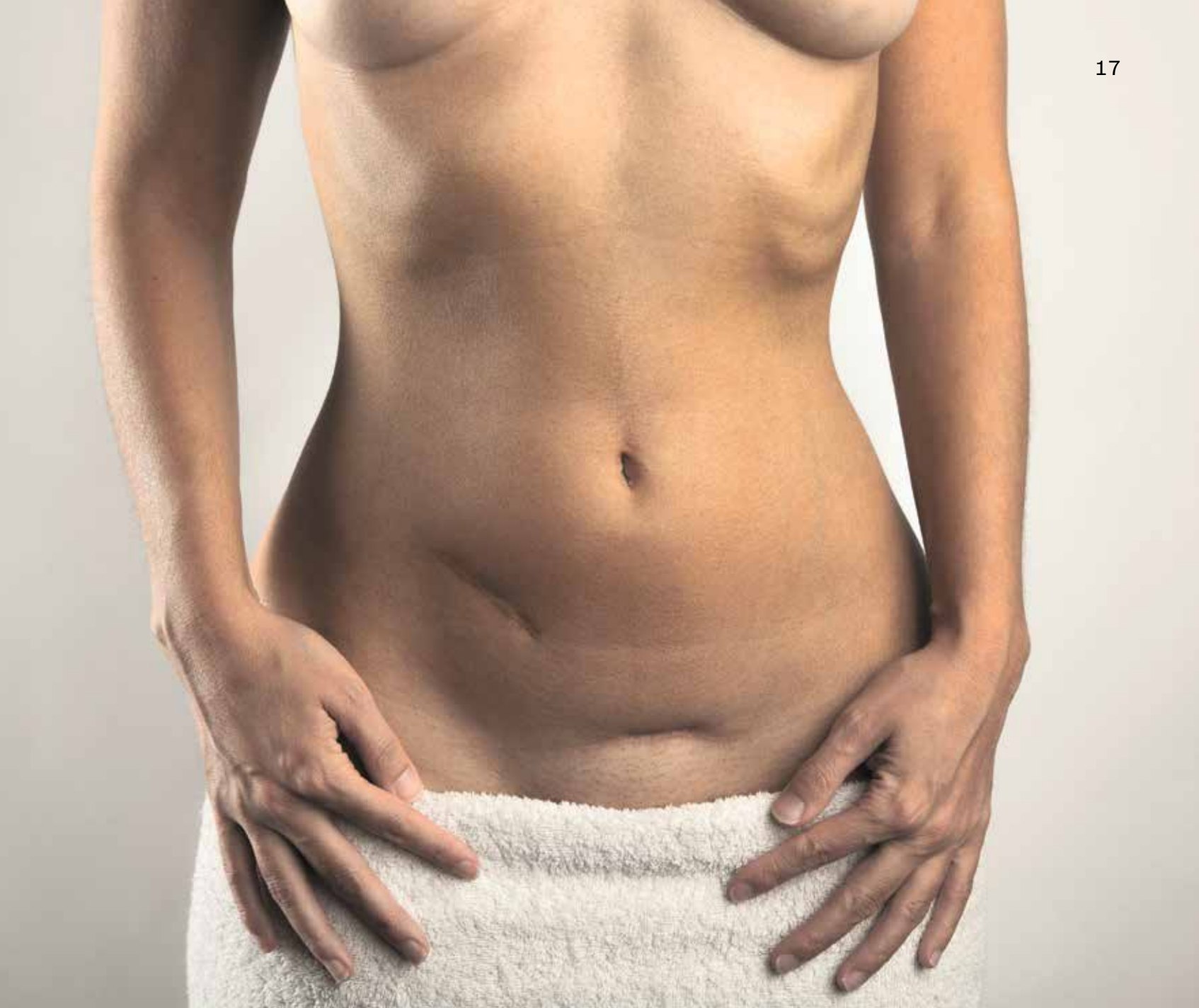
Lehrgang in Palliative Care für Interessierte und künftige Begleitende bei GGG Voluntas.

Nächste Informationsveranstaltungen:

19.11.15, 17.12.15 und 6.1.16
17.00 bis 18.30 Uhr

Auskunft und Anmeldung:
Telefon 061 225 55 25
Leimenstrasse 76, 4051 Basel
www.ggg-voluntas.ch





Geburt per Skalpell: Der Wunschkaiserschnitt ist auch am Basler Privatspital Bethesda in Mode.

FOTO: GETTY IMAGES

Kaiserschnitt ohne Komplikationen ist rentabler als eine normal verlaufende natürliche Geburt», bestätigt Sabina Heuss vom Unispital.

Kommen Komplikationen dazu, kann eine Geburt für ein Spital schnell zum Verlustgeschäft werden, weil die Kasse nicht alle Mehraufwände begleicht. Aus betriebswirtschaftlicher Sicht ist eine lange, erfolglose Gebärphase mit anschliessendem Notkaiserschnitt am unvorteilhaftesten – ein Problem, das mit dem geplanten Schnitt nicht auftritt.

Vor allem lässt sich das Personal effizienter auslasten, auf teure Abrufe von Pikettärzten kann verzichtet werden. Die private Hirsländenklinik kalkuliert mit gewaltigen Unterschieden im Personalbedarf.

Eine Präsentation der Privatklinik mit dem Titel «Kaiserschnitt – pro und contra» beziffert den Bedarf an Hebammen für 2000 natürliche Geburten mit 40 – dem ge-

genüber stehen vier Hebammen, die angeblich für 2000 Kaiserschnitte benötigt werden. Bei den Ärzten ist das Verhältnis ähnlich krass.

Nicht nur das Spital, auch Ärzte profitieren von Kaiserschnitten.

Das Bethesda-Spital stellt ökonomische Überlegungen in Abrede: «Die Geburtshilfe ist kein betriebswirtschaftlicher Ablauf. Jede Geburt verläuft individuell. Die beiden Geburtsarten benötigen unterschiedliche Infrastrukturen und medizinische Geräte. Ebenso ist der Zeitfaktor unterschiedlich. Die Fallpauschale berücksichtigt alle diese Faktoren, deshalb gibt es grundsätzlich kein besser oder schlechter.»

Nicht nur das Spital, auch die Ärzte profitieren finanziell von Kaiserschnitt-

ten, jedenfalls bei Patientinnen mit Zusatzversicherung. Sie erhalten dann eine höhere Entschädigung durch die Kasse. «Bei der Wahl der Geburtsart spielen die Zusatzversicherungen eine wichtige Rolle», sagt dazu Sandra Kobelt von Santésuisse.

Krankenkassen zahlen trotzdem

Die Kassen wären nicht verpflichtet, die Kosten für Wunschkaiserschnitte zu übernehmen, weil ein derartiger Eingriff die Erfordernis der Zweckmässigkeit nicht erfüllt. Trotzdem tun sie es, denn der Wunscheinriff sorgt für überschaubare Kosten.

«Eine Geburt mit Komplikationen kann teurer sein als ein geplanter Kaiserschnitt», begründet Kobelt. Bei einer problemlosen Geburt sei die natürliche Geburt günstiger. «Aber wer weiss schon, ob eine Geburt problemlos verläuft?»

tageswoche.ch/+1fj5a

×

***Name der Redaktion bekannt.**

Vor acht Jahren beschlagnahmten Künstler einen leeren Kiosk nahe dem Zoll Otterbach und nannten ihn bblackboxx. Seither begegnen sich dort Asylsuchende und Städter.

Filterkaffee und Flüchtlinge

Das Ausschaffungsgefängnis Bässlergut ist nur wenige Meter von der Waldlichtung entfernt.

FOTO: KETTY BERTOSSI



von Samanta Siegfried

Kurz vor dem Grenzübergang zu Deutschland zwischen dem Rauschen der Autos und dem Rascheln der Bäume begegnen sich Menschen auf einer Waldlichtung, für die keine Begegnung vorgesehen ist. Die einen erholen sich im Lange-Erlen-Wald vom Trubel der Stadt, die anderen von ihrer Gefangenschaft im Bässlergut.

Das Ausschaufungsgefängnis und Empfangszentrum steht nur wenige Meter von der Waldlichtung entfernt. Grauer Klotz, Stacheldraht. Im Gefängnis sitzen Sans-Papiers oder Kleinkriminelle. Im Empfangszentrum nebenan die Flüchtlinge. Sie warten auf eine Registrierung, einen Befragungstermin oder einen Entscheid. Es ist ein Zwischenstopp auf ihrer langen Reise. Nur wenige erhalten Asyl in der Schweiz, die meisten werden abgelehnt.

Einige Stunden am Tag dürfen die Asylsuchenden hinaus, um 17 Uhr müssen sie wieder drin sein. Eine Fahrt in die Stadt lohnt sich nicht, sie haben kaum Geld, und wer nicht pünktlich zurückkehrt, muss draussen schlafen. Also verbringen sie ihre Zeit im Wald rund um den Zoll Otterbach. Dort treffen sie unweigerlich auf Hündeler, Familien und Vita-Parcours-Läufer.

Als die Performance zu Ende war, protestierten die Asylsuchenden: «Ihr wollt gehen? Wir sind kein Projekt.»

Ursprünglich wollte eine Gruppe von Künstlerinnen und Künstlern dieses ungewöhnliche Zusammentreffen in einem einmaligen Theaterstück auffangen, in dem Asylsuchende und Parkbesucher die Hauptrollen spielen. Während den Proben bauten sie das leerstehende Kioskhaus bei der Waldlichtung in ein «No-Border-Café» um und stellten Heissgetränke zur Verfügung. Doch als die Performance zu Ende war, protestierten die Asylsuchenden: «Jetzt wollt ihr gehen? Wir sind kein Projekt.» Also blieben sie. Bis heute. Sie taufen den Ort auf den Namen bblackboxx.

Lernfeld statt Hilfsprojekt

Weil die bblackboxx mittlerweile von unterschiedlichen Künstlern und Aktivisten bespielt wird, will die Frau, die das Projekt ins Leben gerufen hat, nicht mehr mit ihrem Namen in der Öffentlichkeit auftreten. Die Kerngruppe hinter der bblackboxx nennt sich nun «No Border Academy». In diesem Artikel heissen sie «Aktivisten». Fast alle Angaben beruhen auf den Aussagen der Gründerin.

Etwas geheimnisvoll ist auch das Ziel der bblackboxx. Was sie will und tut, ist

nirgends festgeschrieben. Die Aktivisten wissen vor allen Dingen, was sie nicht wollen: Grenzen, Lager. Und was sie nicht sind: ein Hilfsprojekt. Vielmehr begreift sich die bblackboxx als Lernfeld. Ein Ort des Geschehenlassens, an dem Begegnungen möglich sind. Im ehemaligen Kioskhaus lagern die Requisiten dazu: Bälle, Schaukeln, Tische, Stühle. Ein Boxsack. Und: Kaffee. Die Filterkaffee-Maschine bildet das Herzstück des Ortes.

Um 13 Uhr an Freitagen und Samstagen öffnet die bblackboxx die Luke. Die Aktivisten tragen die Requisiten heraus und warten ab, was geschieht. Kurz darauf kommen Asylsuchende in kleinen Gruppen aus dem Zentrum. Manche, die neu sind, beobachten das Schauspiel erst von Weitem. Andere wissen bereits, wie es geht. Man holt sich eine Tasse Tee und setzt sich auf die bereitgestellten Bänke oder an das Feuer. Zurzeit sind auch hier vor allem Menschen aus Syrien, dem Irak, Afghanistan. Familien mit Kindern, viele junge Männer.

«Einmischende Solidarität»

Die Asylsuchenden schätzen es, dass sie hier nicht betreut werden, sagen die Aktivisten. Sie schätzen aber auch den Tee mit Zucker, sagen ein Iraker und ein Syrer. Im «Gefängnis», wie das Empfangszentrum von vielen genannt wird, gäbe es nur wässrigen, ungesüssten Tee. Und Makkaroni ohne Sauce. Tagein, tagaus. «Ich liebe Pasta, aber nun hasse ich Makkaroni», sagt der Iraker. Er ist enttäuscht von der Schweiz. In Österreich habe er weitaus mehr Solidarität erlebt. Er will, so schnell es geht, nach Wien zurück. Auf die Frage, was er sich wünsche, sagt er: «A good face.» Menschen, die Herz zeigen.

Nicht alle sehen das so. Viele haben mit der Ankunft in der Schweiz ihr lang ersehntes Ziel erreicht. Über die unbequeme Lage im Zentrum verlieren sie kaum Worte, lieber loben sie das schöne Land, von dem sie noch sehr wenig wissen. Oder sie versuchen, die Gelegenheit zu nutzen, um von den Anwesenden deutsche Wörter zu lernen: Baum, Sonne, Wasser, Berge.

Lange hat die bblackboxx wenig Beachtung bekommen. Seit die Medien voll sind mit Bildern von Menschenmassen, die sich an Zäune drängen und an Bahnhöfen stranden, regt sich die Bevölkerung auch hierzulande und hält Ausschau nach den Flüchtlingen. Noch nie erhielt die bblackboxx so viele Anfragen wie in den vergangenen Wochen: von Künstlerinnen, Schülerinnen, Lehrerinnen.

Kürzlich kamen Künstler aus Calais für eine Ausstellung. Sie haben zum Abschied die eine Fassade des Kioskhauses gestaltet. «Care for Refugees» und «Peace for all Nations» steht nun in farbigen Lettern auf der Wand. Zum Unmut der Aktivisten. Denn die bblackboxx will sich vom Fürsorge-Gedanken abgrenzen, weil er das Opferbild zementiere. Der «Mal- und

Springseilgroove» passe nicht zu ihnen. Ihre Arbeit nennen sie «einmischende Solidarität».

Der Ort will vor allem auch auf Missstände hinweisen. Zum Beispiel mit den «No-Lager-Rundgängen», eine Führung um das Bässlergut. Auch die sind gefragt, denn je. Zuletzt kamen Studenten der Hochschule für Gestaltung und Kunst, um herauszufinden, wie man sich künstlerisch diesem Thema nähern kann.

Für die Asylsuchenden ist die bblackboxx eine willkommene Abwechslung in der Wartezeit.

Am wenigsten Gedanken über den Zweck dieses Ortes machen sich wohl die Asylsuchenden selbst. Für sie ist die bblackboxx eine willkommene Abwechslung in der Wartezeit. Ein Ort mit warmen Getränken und warmen Menschen. Genau das, was sie im Zentrum vermissen. Manchmal sieht die Waldlichtung aus wie ein grosser Festplatz: Mit Trommelmusik, spielenden Kindern, arabischen Gesängen und Tänzen. Begegnung könne sehr einfach sein, sagen die Aktivisten der bblackboxx. Sie brauche nur Zeit. Und eine Filterkaffee-Maschine.

tageswoche.ch/+12r3d

×

bblackboxx, Freiburgerstrasse 36, Basel.
Geöffnet freitags und samstags und unter der Woche unregelmässig.
•bblackboxx.ch

ANZEIGE



Stromversorger bündeln Kräfte

von Lucas Huber

Mit «Netz Jura Nord» haben die Stromversorger EBL, EBM und IWB eine Gesellschaft gegründet, um die Hochspannungsleitungen in der Region gemeinsam zu betreiben. Am Mittwoch unterzeichneten die CEO der Energieversorger EBL, EBM und IWB einen Vertrag, der die gemeinsame Planung, den Betrieb und Unterhalt regelt. Damit bündeln die drei Werke die regionale Stromversorgung künftig unter einem Dach.

Konkret übernehmen die IWB die strategische Netzplanung, derweil die EBM mit ihrer Leitwarte für die Überwachung der gemeinsamen Netze verantwortlich ist. Die EBL übernimmt Mess- und Abrechnungsdienstleistungen. Der Vertrag tritt zum neuen Jahr in Kraft, neue Arbeitsplätze entstehen nicht.

«Netz Jura Nord» erhöht laut EBL-CEO Urs Steiner nicht nur die Versorgungssicherheit; es stärke auch die Position gegenüber der nationalen Netzgesellschaft Swissgrid. «Wir bündeln unsere Kräfte und unsere Innovation. Davon profitieren wir, die Energiewende und unsere Kunden.»

Auch Kostenvorteile sollen nach und nach entstehen. EBM-Geschäftsführer Herbert Niklaus hält sich mit Prognosen

bezüglich der finanziellen Auswirkungen zwar bedeckt, rechnet aber mit Einsparungen von mehreren Hunderttausend Franken, weil das Hochspannungsnetz anstatt wie bisher von drei nur noch von einer Gesellschaft betrieben wird. «Wenn wir langfristig investieren, sparen wir sogar mehr als zwei Drittel der heutigen Kosten ein», sagte David Thiel, CEO der IWB.

Künftig wird also das gesamte regionale Energienetz aus einer Hand bewirtschaftet, von der Hochspannungsleitung bis zum Hausanschluss. Das bringt nicht nur Synergien und technische Optimierungen; auch die Verantwortung der Netzbetreiber wächst, was die Zuständigen auch wissen: «Die Energieversorgung muss funktionieren, das ist das Wichtigste», erklärte Thiel.

Dezentralisierung schreitet voran

Die Tendenzen in der Stromversorgung sind klar, die Dezentralisierung schreitet voran. Vor einigen Monaten hat die IWB bereits beschlossen, «smarter» zu werden und die Entwicklung mitzugestalten.

Ob dazu dereinst auch die Fusion der drei Energieversorger gehört, wird sich weisen. EBM-CEO Conrad Ammann nennt die Gründung der Gesellschaft «Netz Jura Nord» einen ersten Schritt, «für weitere Gespräche sind wir offen». Urs Steiner gibt sich zurückhaltender: «Gross ist nicht immer besser.» Thiel erklärt pragmatisch: «Es ist eine Frage an die Eigentümer. Wenn sie wollen, dass wir uns zusammenschließen, dann tun wir uns zusammen. Bis dahin arbeiten wir möglichst synergetisch zusammen.»

tageswoche.ch/62ene

191

von Renato Beck

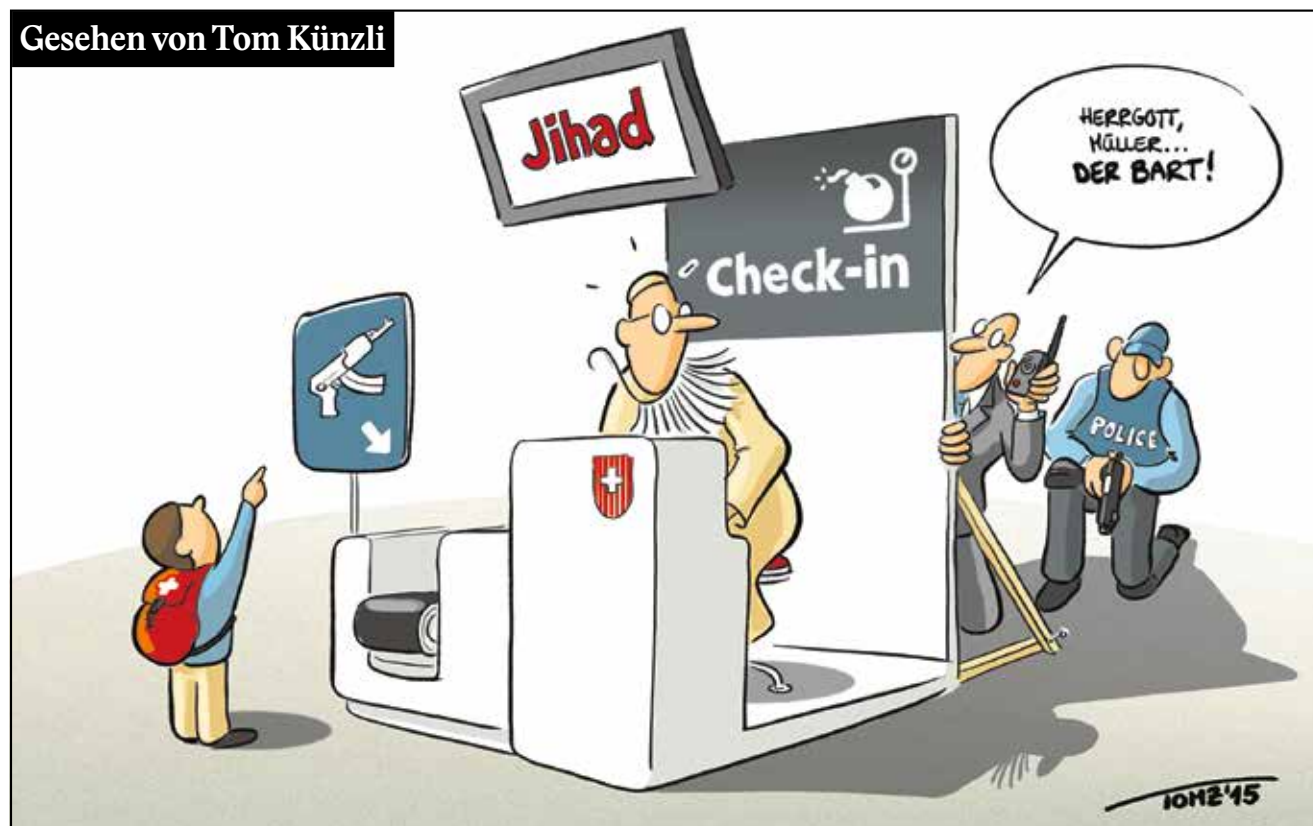
Die ausserplanmässige Bestellung von Kapselkaffee hat zum wahrscheinlich grössten Einzelfund von Kokain in der Schweiz geführt. Am 19. Oktober fand ein Mitarbeiter der Migros-Tochter Delica acht Sporttaschen mit insgesamt 191 Kilo Kokain. Laut Polizeiangaben hat der Stoff einen geschätzten Marktwert von 70 Millionen Franken.

Die Polizei ermittelt gegen unbekannt, eine Mittäterschaft eines Delica-Angestellten wird nicht vermutet. Das Unternehmen dürfte aus Zufall in den Besitz der Drogen gelangt sein. Die Kaffeelieferung war aus Brasilien per Schiff nach Europa gelangt. In Antwerpen wurde sie auf einen Zug und später auf einen Lkw verladen, bevor diese sich auf den Weg nach Birsfelden machte.

Die Ermittler gehen davon aus, dass die Drogen nicht für den Schweizer Markt bestimmt waren. Die Untersuchung verläuft entlang der Vermutung, die vorgezogene Kaffeebestellung sei verantwortlich dafür, dass das Kokain den Weg nach Birsfelden gefunden hat.

tageswoche.ch/+ibxmp

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 41-Jährige wohnt in Bern.

Theater Basel räumt Nestroy- Preise ab

von Dominique Spirgi

Das Theater Basel hat seinen Neubeginn kaum hinter sich gebracht und schon kann es sich als mehrfacher (Mit-)Preisträger feiern lassen. So wurde Simon Stones Inszenierung von «John Gabriel Borkman» bei den Nestroy-Preisverleihungen in Wien zum grossen Abräumer. Die Koproduktion der Wiener Festwochen mit dem Wiener Burgtheater und dem Theater Basel wird hier ab Januar zu sehen sein.

Geehrt wurden gleich drei Protagonisten der Aufführung. So der Regisseur Simon Stone, den der neue Basler Theaterdirektor, Andreas Beck, als Hausregisseur verpflichten konnte und der mit seiner Inszenierung von Tony Kushners «Engel in Amerika» in Basel bereits eine beachtliche Visitenkarte abgegeben hat.

**«Um Simon Stone reissen
sich alle Intendanten.
Nach seinem «John Gabriel
Borkman» versteht man
auch warum.»**

Zu Stone schreibt die Theaterpreis-Jury: «Der Australier Simon Stone ist mit seinen gerade einmal 31 Jahren zu einem Shooting Star der deutschsprachigen Regieszene avanciert, um den sich alle Intendanten reissen. Und wenn man seine Inszenierung von Henrik Ibsens «John Gabriel Borkman» im Akademietheater gesehen hat, versteht man auch warum.»

Mit je einem Nestroy sind auch der Hauptdarsteller der Basler Ibsen-Koproduktion Wartin Wuttke (als bester Schauspieler) und sein Mitspieler Roland Koch (beste Nebenrolle) ausgezeichnet worden.

Als «beste deutschsprachige Aufführung» wurde die Uraufführung der «Lächerlichen Finsternis» von Wolfram Lotz durch Dusan David Parizek am Wiener Akademietheater ausgezeichnet. Den Nestroy für sein Lebenswerk erhielt der 81-jährige Berliner Maler, Regisseur und Bühnenbildner Achim Freyer.

Der undotierte Nestroy-Theaterpreis wird vom Wiener Bühnenverein seit dem Jahr 2000 für herausragende Leistungen auf österreichischen Bühnen vergeben. In diesem Jahr waren 36 Künstler in 13 Kategorien nominiert.

tageswoche.ch/+fsvqn



Das Leben in einem Basler Baumgartnerhaus wird teurer.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Altbauten

Mieten steigen in Basel stärker als in Zürich

von Dominique Spirgi

In Basel ist der Wohnraum knapp. Dies hat auch Auswirkungen auf die Mietpreise. So sind laut einer Mitteilung des Zürcher Raumplanerbüros Fahrländer Partner AG die Marktmieten für Wohnungen in Basel im dritten Quartal 2015 stärker angestiegen als in den traditionell teuren Regionen am Genfersee und im Grossraum Zürich. Mit einem Plus von 9,4 Prozent gegenüber dem Vorjahr zeigte sich diese Entwicklung bei den Wohnungsmieten von Altbauten (Wohnungen mit Baujahr 1990 und älter) besonders deutlich.

Die Marktmieten für Altbauwohnungen stiegen in Basel innert Jahresfrist um 9,4 Prozent an (Neubauwohnungen plus 4,2 Prozent). In der Genferseeregion betrug der Mietpreisanstieg bei Altbauwohnungen 6,8 Prozent, in der Region Zürich 8,2 Prozent. Unter Marktmieten sind die Mietpreise zu verstehen, die für Wohnungen bezahlt werden, die auf den Markt gelangen.

Wie erklärt sich dieser markante Anstieg im aktuell tiefen Zinsumfeld? Basil Gilliéron von der Fachstelle Wohnraumentwicklung der Abteilung Kantons- und Stadtentwicklung Basel-Stadt kann sich vorstellen, dass es gerade bei Altbauwohnungen, die auf den Markt gelangen, wegen Sanierungsarbeiten und Anpassungen an das quartierübliche Niveau auch bei tiefen

Hypothekarzinsen zu signifikanten Aufschlägen kommen kann.

Gilliéron weist aber auch darauf hin, dass die Wohnungsmieten in Basel noch immer deutlich günstiger seien als in Genf und Zürich. Dies zeigte eine Untersuchung von comparis.ch, die in den letzten zwei Jahren die Wohnungsinserate von 3- und 3,5-Zimmer-Wohnungen analysiert hat. Während man für eine solche Wohnung in Zürich oder Genf über 2000 Franken monatlich bezahlt, kostet sie in Basel durchschnittlich knapp 1700 Franken.

Leerwohnungsquote vergleichbar

«Basel liegt bei den Wohnungsmieten also noch weit von Zürich und Genf entfernt», sagt Gilliéron. Durchaus mit Genf und Zürich vergleichbar sei aber die Leerwohnungsquote. Diese hat in Basel im Juni 2015 zwar wieder leicht zugenommen. Mit nur 0,3 Prozent liegt sie aber nach wie vor auf einem sehr tiefen Niveau.

Basel bemüht sich, Wohnraum auch für die Menschen zu schaffen, die nicht zu den Gutverdienenden zählen. Unter anderem soll das neue Wohnraumförderungsgesetz den Bau von preisgünstigen Wohnungen fördern, etwa im Genossenschaftsbereich. Noch zeigen die Bemühungen aber keine Auswirkungen. «Die Dynamisierung hat erst begonnen. Viele neue Bauprojekte von Genossenschaften befinden sich noch in der Projektierungsphase», sagt Gilliéron.

Auch sei zu beachten, dass Genossenschaften nicht günstiger bauen können als Private. So könne man nicht erwarten, dass Neubauten von Genossenschaften automatisch günstiger sind als private Neubauwohnungen. In der Regel würden Genossenschaftswohnungen erst mit der Zeit preisgünstiger als andere Neubauwohnungen.

tageswoche.ch/+j86vp

Nazare

2011 surfte Garrett McNamara am Praia-do-Norte-Strand in Portugal die grösste Welle aller Zeiten. Seither versuchen ihn Sportkameraden wie der Deutsche Sebastian Steudtner zu übertreffen.

RAFAEL MARCHANTE/
REUTERS

**Laurung-Tal**

Die Geier sind die Ehrengäste bei einem sogenannten Himmelsbegräbnis im autonomen Bezirk Kardze in Tibet. Auf fast 4000 Metern über Meer werden Leichen traditionell den Geiern zum Frass vorgelegt. Damit wird dem Verblichenen die letzte Ehre erwiesen.

DAMIR SAGOLJ/REUTERS

**Saint-Hubert**

Hubertus ist der Schutzheilige der Jäger und wacht darum auch über deren Helfer. Also werden hier die Bluthunde gesegnet. Nicht dass sie sich noch in ihr Herrchen verbeissen. Die leben nämlich noch. Und ein Hund ist kein Geier.

YVES HERMAN/REUTERS



Williamsburg

Der New York Marathon zieht jede Menge Läufer an. Da kann es dauern, bis man als Anwohner über die Strasse kommt. Es sei denn, man nimmt selber die Beine in die Hand. (Für Velo-Fans: Ja, der Läufer in Schwarz ist Laurent Jalabert.)

SAHNNON STAPLETON/
REUTERS



Smorzy

Und noch mal hungrige Vögel, diesmal Möwen in Südböhmen. Dort startete soeben die traditionelle Krabbenernte. Wieso auch selber tauchen, wenn der Fischer die leckeren Knabberkrabben aus dem Wasser zieht?

DAVID W CERNY/
REUTERS



Basel-Stadt und Region

Allschwil

Müller-Gemperli, Maria Martha Sybilla, von Basel/BS, Solothurn/SO, Laupersdorf/SO, 07.12.1928–28.10.2015, Marsstr. 19, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung: Freitag, 06.11., 10.30 Uhr, Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Senn-Gloor, Rosemarie, von Basel/BS, Villigen/AG, 25.01.1928–02.11.2015, Beatengasse 3, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung: Mittwoch, 11.11., 14.00 Uhr, Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Thürkauf-Locher, Gertrud, von Oberwil/B, 08.07.1929–01.11.2015, Baselmattweg 129, Allschwil, Trauerfeier im engsten Familien- und Freundeskreis.

Basel

Braun, Liselotte, von Basel/BS, 12.04.1926–26.10.2015, Hegenheimerstr. 263, Basel, wurde bestattet.

Diebold-Roder, Helene, von Basel/BS, 10.05.1918–23.10.2015, Feierabendstr. 1, Basel, wurde bestattet.

Dinkel-Gisler, Edgar Albert, von Eiken/AG, 22.02.1937–26.10.2015, Giessliweg 51, Basel, wurde bestattet.

Hammel-Bonini, Laura Maria, von Kleinfelz/SO, 06.01.1930–03.11.2015, Mülhauserstr. 35, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 10.11., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Handschin-Jenni, Heidi, von Rickenbach/BL, 26.07.1932–28.10.2015, Mittlere Str. 15, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 11.11., 14.00 Uhr, Kapelle Adullam, Mittlere Strasse 15.

Henssler, Paul, von Basel/BS, 09.05.1936–21.10.2015, Petersplatz 16, Basel, Trauerfeier: Montag, 09.11.2015, 10.00 Uhr, Peterskirche Basel.

Hiss-Meier, Lina, von Basel/BS, 23.06.1918–

27.10.2015, St. Johannis-Ring 122, Basel, wurde bestattet.

Hunziker-Hauri, Margaretha, von Basel/BS, 06.02.1921–31.10.2015, Johanniterstr. 5, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Jacquemai, Karl Isidor, von Roggenburg/BL, 12.03.1932–30.10.2015, Rudolfstr. 43, Basel, Trauerfeier: Montag, 09.11., 14.30 Uhr, Heiliggeistkirche.

Jäschke, Gudrun Maria Martha, von Basel/BS, 01.04.1925–29.10.2015, Wettsteinallee 20, Basel, wurde bestattet.

Luchsinger-Braun, Margeritha, von Schwanden/GL, 19.09.1926–27.10.2015, Wiesendamm 20, Basel, wurde bestattet.

Metzger-Baschong, Alfred, von Stein/AG, 24.10.1919–18.10.2015, Holestr. 149, Basel, wurde bestattet.

Reimann-Käch, Bernhard, von Oberhof/AG, 17.02.1925–25.10.2015, Nasenweg 9, Basel, wurde bestattet.

Schaltenbrand-Läderich, Hedwig Anneli, von Basel/BS, 07.08.1926–03.11.2015, Allmendstr. 40, Basel, Trauerfeier: Freitag, 06.11., 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Schnell-Völlmin, René, von Basel/BS, 23.02.1929–29.10.2015, Hegenheimerstr. 245, Basel, wurde bestattet.

Schwartz, Ursula Anna Wilhelmina, von Basel/BS, 25.12.1919–17.10.2015, Hardstr. 62, Basel, wurde bestattet.

Schweizer-Buser, Dora Marguerite, von Basel/BS, 05.08.1925–11.10.2015, Gundeldingerstr. 436, Basel, wurde bestattet.

Schweizer-Amstutz, Senta, von Basel/BS, 20.05.1936–29.10.2015, Peter Rot-Str. 105, Basel, wurde bestattet.

Standfuss, Harry Rudolf Alexander, von Hindelbank/BE, 13.03.1927–26.10.2015, Allmendstr. 225, Basel, wurde bestattet.

Stauffer, Peter Arthur, von Dürrenäsch/AG, 30.07.1947–20.10.2015, Habsburgerstr. 27, Basel, wurde bestattet.

Stettler-Stocker, Gertrud, von Vechigen/BE, 25.03.1924–27.10.2015, Sternengasse 27, Basel, wurde bestattet.

Strasser, Dagmar Elisabeth, von Basel/BS, 19.02.1971–19.10.2015, Markgräflerstr. 47, Basel, wurde bestattet.

Turtschi-Racine, Françoise Elisabeth, von Spiez/BE, 18.02.1945–01.11.2015, Weiherhofstr. 34, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Widrig, Marcel Roger, von Bad Ragaz/SG, 25.09.1961–28.10.2015, Klingentalgraben 37, Basel, Trauerfeier: Montag, 09.11., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Winiger-Kremo, Jolanda Franziska, von Beinwil (Frei- amt)/AG, 02.10.1917–30.09.2015, Feierabendstr. 1, Basel, wurde bestattet.

Zaslowski-Villa, Reineorgette, von Basel/BS, 19.02.1920–25.10.2015, Missionsstr. 24, Basel, wurde bestattet.

Zingg, Fridolin, von Jenaz/GR, 21.02.1946–21.10.2015, Ackerstr. 20, Basel, wurde bestattet.

Biel-Benken

Eicher, Eduard Werner, von Riggisberg/BE, 16.11.1934–30.10.2015, Pumpmattenweg 25, Biel-Benken, Abdankungsfeier: Mittwoch, 11.11., 11.00 Uhr, Besammlung evang.-ref. Dorfkirche St. Bartholomäus, Münchenstein.

Duggingen

Gerig-Zorzan, Helmut, von Basel/BS, 29.11.1946–31.10.2015, Herrenburg 30, Duggingen, Abdankungsfeier: Mittwoch, 11.11., 14.30 Uhr, Besammlung Friedhof am Hörnli, Basel, Kapelle 1.

Lausen

Lifart, Donald Emanuel, von Eggenwil/AG, 15.08.1962–

01.11.2015, Furlenstr. 49, Lausen, es findet keine Bestattung statt.

Münchenstein

Bellwald-Fischer, Josef, von Basel/BS, Kippel/VS, 12.01.1938–26.10.2015, Gustav Bay-Str. 53, Münchenstein, wurde bestattet.

Haas-Kamber, Margaretha, von Schönenwerd/SO, 30.07.1917–22.10.2015, Waidsteinstr. 9, Münchenstein, Abdankung: Freitag, 13.11., 14.00 Uhr, evang.-ref. Dorfkirche, Kirchgasse 2, Münchenstein Dorf, Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Ziegler-Peterli, Pierre (Jacques), von Münchenstein/BL, Wil/SG, 06.01.1923–29.10.2015, Schönastr. 10, Münchenstein, Urnenbeisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Muttenz

Galliker-Steinmann, Emilie, von Bero- münster/LU, 24.02.1931–26.10.2015, (mit Aufenthalt in Pratteln, APH Madle), Muttenz, Trauerfeier und Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Pratteln

Keller-Ursprung, Erma (Irma) Maria, von Kirchberg/SG, 25.09.1926–28.10.2015, Bahnhofstr. 37, APH Madle, Pratteln, Abdankung und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Rebmann, Jakob Karl, von Pratteln/BL, 01.05.1928–03.11.2015, Bahnhofstr. 40, AH Nägeli, Pratteln, Abdankung: Mittwoch, 11.11., 14.00 Uhr, Besammlung ref. Kirche, Schauenburgerstr. 3.

Widmer, Martin, von Gränichen/AG, 29.05.1965–28.10.2015, Unterer Rüttschetenweg 56, Pratteln, wurde bestattet.

Reinach

Frefel-Thürlemann, Zita, von Basel/BS, Zürich/ZH, 17.06.1927–01.11.2015, Mischelistr. 63, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Riehen

Hagmann-Meier, Margrit, von Basel/BS, Gretzenbach/SO, 24.09.1945–01.11.2015, Grenzacherweg 188, Riehen, Trauerfeier: Montag, 09.11., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Hunziker-Häfliger, Ruth, von Kirchleerau/AG, 02.04.1918–29.10.2015, Kohlstieg 54, Riehen, wurde bestattet.

Jaquet-Peduzzi, Valentin Alexander, von Saint-Imier/BE, 04.08.1929–17.10.2015, Kirchstr. 8, Riehen, wurde bestattet.

Lauber-Schmid, Ursula, von Basel/BS, 12.12.1944–31.10.2015, Im Glögglihof 11, Riehen, Trauerfeier im engsten Kreis.

Lergemüller-Gianola, Nives Adriana, von Riehen/BS, 21.04.1934–27.10.2015, Haselrain 37, Riehen, wurde bestattet.

Sieber-Gertsch, Anne- lene Maria Margarete, von Basel/BS, 05.06.1927–21.10.2015, Keltenweg 33, Riehen, Trauerfeier: Montag, 09.11., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Tanner-Fercnik, Maria, von Riehen/BS, 10.04.1929–25.10.2015, Albert Oeri-Str. 7, Riehen, wurde bestattet.

laufend aktualisiert:
tageswoche.ch/todesanzeigen

Nur wenige scheint zu kümmern, was derzeit mit der Demokratie passiert. Darum scheint sie uns langsam abhanden zu kommen.

Vom Recycling des Entsorgten

von Andreas Gross

Der Demokratie geht es schlecht. In Polen und in der Schweiz scheint sie von Angst besetzt zu werden, in der Türkei erodiert sie zugunsten einer autoritären Autokratie, nach den portugiesischen Wahlen war von ihrer «Entsorgung» die Rede. Einer der wenigen, die sich den Erfahrungen mit der Demokratie in Europa zuwenden, ist der französische Historiker und Politologe Pierre Rosanvallon (67).

Letzten Samstag wurde er für sein umfangreiches, leider nicht ins Deutsche übersetzte Werk von der Uni Neuburg zum Ehrendoktor erkoren. Dieses umfasst vor allem die Trilogie mit den bezeichnenden Titeln «Le Sacre du Citoyen» (Das Heil des Bürgers), «Le Peuple introuvable» (Das unauffindbare Volk) und «La Démocratie inachevée» (Die unvollendete Demokratie). Seine Grundsatzthese, die sein ganzes Werk präge, lautet in den Worten des «Le Temps»-Journalisten Richard Wehrly so: «In einem System zu leben, das sich Demokratie nennt, heisst noch nicht, demokratisch regiert zu werden.»

Nach der Lektüre von Rosanvallons neuestem Buch «Le bon Gouvernement» (Die gute Regierung, 2015) könne man eigentlich gar nicht anders, als über den Zustand unserer Demokratien schwer beunruhigt zu sein, schreibt Wehrly am 29. Oktober. Rosanvallon selbst präzisiert im Interview: «Die Geschichte der Demokratie ist diejenige einer permanenten Krise und von stets frustrierten, enttäuschten Bürgerinnen und Bürgern.»

Utopie und politisches Projekt

Schon 2007 hatte er in einem Gespräch über seine Publikation «La Contre-démocratie» (Untertitel: Die Politik im Zeitalter des Misstrauens) auf eine andere Frage die gleiche Antwort gegeben, sie aber begründet und vertieft: «Die Demokratie ist deswegen gleichsam in einer permanenten Krise, weil sie gleichzeitig eine Utopie und ein politisches Projekt ist. Ihre Geschichte ist deshalb nicht zu trennen von einem ständigen Prozess, sich um die Demokratie zu bemühen, sie zu erproben und dabei ständig enttäuscht zu werden.»

Diese Enttäuschungen seien, so Rosanvallon weiter, die Folge des uneingelösten Versprechens der Demokratie, das Allgemeininteresse, das Interesse aller, den Gemein Sinn, zu verwirklichen. Dies sei wiederum die Konsequenz von zwei Entgleisungen der Demokratie: «Einerseits die



Andreas Gross ist Politikwissenschaftler und Mitglied der Parlamentarischen Versammlung im Europarat. tageswoche.ch/themen/Andi_Gross

Konfiskation der Demokratie durch die Mechanismen der Oligarchie; andererseits deren Auflösung in einer Form der populistischen Macht.»

Die Entmachtung der Demokratie ist auch eine Folge davon, dass die Autonomie des Nationalstaates relativiert wird.

Die Konfiskation der Demokratie durch das Geld der Reichen brachte der New Yorker Bürgerrechtsaktivist und Rechtsprofessor Burt Neuborne in seinem Buch über den ersten Zusatzartikel der US-Verfassung (Religions-, Meinungs- und Pressefreiheit) folgendermassen auf den Punkt: «Die Superreichen bestimmen die nationale politische Tagesordnung, wählen die Kandidaten für Parlament und Präsidentschaft aus, finanzieren deren Kampagnen ... und geniessen dann nach den Wahlen das Privileg, mit ihren Anliegen jederzeit im Parlament oder in der Verwaltung Gehör zu finden; der Rest von uns schlägt sich zwischen den von den Superreichen Auserwählten irgendwie durch.»

Zum Wesen des Populismus erklärte Rosanvallon schon vor vier Jahren in «Le Monde», wir dürften ihn nicht auf seine Form der Demagogie und der schrecklichen Vereinfachungen reduzieren. Viel-

mehr sei er eine Verknüpfung der Ernüchterung gegenüber allem Politischen – eine Folge der schlechten Vertretung in Regierung und Verwaltung – und einer totalen gesellschaftlichen Verwirrung in der Folge aller ungelösten sozialen Probleme; beides wiederum verbunden mit dem allgemeinen Gefühl der absoluten Ohnmacht und dem scheinbaren Fehlen einer Alternative.

Probleme lösen, statt bewirtschaften

Eine dritte Dimension zur Begründung der Erosion der Demokratie wird von US-amerikanischen und französischen Sozialwissenschaftlern auffallend vernachlässigt und unterschätzt. Der Zürcher Historiker Jakob Tanner benennt sie in einem Interview in der «Zeit» vom 29. Oktober: Die Entmachtung der Demokratie sei auch eine Folge davon, dass Autonomie und Gestaltungsmacht des Nationalstaates in einer globalisierten Wirtschaft relativiert würden.

«Wichtig ist weiter, dass die Schweiz in einem harten Standortwettbewerb steht. Das hängt mit der Organisation der Weltwirtschaft zusammen: mit einer nochmals gesteigerten Kapitalmobilität, mit zunehmender weltweiter Ungleichheit, mit steigender Staatsverschuldung und der Suche nach sicheren, rentablen Anlagemöglichkeiten. Das alles gibt Grossunternehmen und Finanzmärkten eine enorme Entzugsmacht gegenüber dem Nationalstaat, die demokratisch nicht legitimiert ist», sagt Tanner.

Die Konsequenz: Die Demokratie retten heisst, sie transnational neu zu verfassen. Sodass der Wille der Menschen wieder die Macht erhält, der Wirtschaft neue Rahmenbedingungen zu setzen, in denen die sozialen Probleme gelöst und nicht einfach bewirtschaftet werden können. Nur so können wir wieder das Gemeinwohl ins Zentrum der Demokratie stellen, was die Menschen wieder zu sich finden liesse und ihre Entfremdung voneinander überwinden könnte.

tageswoche.ch/+6a7hx

×

Georg Kreis

Nach 25 Jahren «Schengen» werden in der EU wieder Grenzen befestigt – und verlieren ihre verbindende Funktion.

Das Lob der Grenze

Online



tageswoche.ch/
tehlen/
Georg Kreis

von Georg Kreis

Soll uns angesichts des anhaltenden Flüchtlingsstroms neuerdings die Einsicht dämmern, dass Grenzen doch gut und vor allem nötig seien? Auffallend viele Politiker und Publizisten halten die Stunde für gekommen, im Namen des «einfachen» und – natürlich – «rechtschaffenen» Volkes für richtig zu erklären, dass nationale Zäune nun überall wieder hochgezogen werden, mit teuren Einrichtungen, aber auch mit noch teurem Wachpersonal.

Ungarns rechtsradikale Regierung wird wegen des Zauns gegen Serbien vom Chefideologen der «Basler Zeitung» mit viel Verständnis bedient. Orban soll offenbar ein Vorbild sein, dem die Österreicher und Bayern und schliesslich ganz Restdeutschland folgen sollen.

Tatsächlich redet die österreichische Innenministerin Johanna Mikl-Leitner (ÖVP) bereits von einem Zaun gegen Slowenien, und die Slowenen replizieren, ihrer-

«Bauliche Massnahmen»: Europa scheint die Errungenschaft der Bewegungsfreiheit rückgängig machen zu wollen.

FOTO: REUTERS



seits einen Zaun gegen Kroatien errichten zu wollen. Und da geht es, wohlgemerkt, um EU-Binnengrenzen und nicht wie im Falle Ungarns um eine – vorläufige – Aussengrenze. Bekanntlich hatte auch schon Frankreich im Juni 2015 zwischen Ventimiglia und Menton die Grenze zu Italien dicht gemacht.

Mikl-Leitner spricht unter Berufung auf «nationales Recht» typischerweise weder von Zaun noch von Mauer, sondern von «baulichen Massnahmen». Doch sie schiebt den Fortifikationssatz nach: «Wer die Festung Europa nicht gutheisst, hat die Geschichte nicht verstanden.» Als ob, wie 1529 und 1683, die Türken vor Wien stünden!

Überwunden, aber nie beseitigt

Es wäre ein Wunder, wenn der helvetische Verteidigungsminister Maurer unter solchen Umständen still bliebe. Selbstverständlich fordert auch er die Wiedereinführung von systematischen Grenzkontrollen. Dies natürlich, weil «Europa» seinen Pflichten nicht nachkomme, man sich auf Europa – von dem man sonst gar nichts will – nicht mehr verlassen könne, darum selber «für Ordnung» sorgen müsse. Gegen den Willen des Grenzwachtkorps würde er doch so gerne «seine» Armee einsetzen.

Soll jetzt, nachdem in Europa während 60 Jahren auf die Überwindung von Grenzen hingearbeitet worden war, die Errungenschaft der freien Bewegung wieder rückgängig gemacht werden? Noch haben wir die Bilder im Kopf, da mit blauen Luftballons und Konfettikanonen zum Jahresende 2007 der Schengenraum erweitert wurde und jubelnd die Schlagbäume an der Ostgrenze beseitigt wurden.

Die überwundenen Grenzen sind aber nie beseitigt worden. Man hat sie einfach stillgelegt. In Momenten, da «nationale Sicherheit» dies zu verlangen schien, sind sie immer wieder mal erneut kontrolliert beziehungsweise bewacht worden. So nahm beispielsweise Dänemark im Juli 2011 an seinen Grenzen zu Deutschland und Schweden die Zollhäuschen wieder in Betrieb, zusätzliche Grenzbeamte mussten vorübergehend mit Stichproben nach Drogen und Waffen suchen.

Dänemarks sozialdemokratische Regierung hat dem dann ein Ende gesetzt. Doch seit Juni 2015 sind wieder die Liberalen an der Macht und wollen – ausdrücklich im Rahmen von Schengen – gegen «Kriminalität und Menschenschmuggel» erneut vermehrt Stichproben durchführen. Dies unter anderem auch darum, weil sie unter Druck der rechtspopulistischen Volkspartei stehen, die lückenlose Kontrollen fordert.

Zugegeben, die theoretisch noch immer geltenden Abkommen haben ihre Schwächen. Das gilt weniger für das 1985 im luxemburgischen Schengen zunächst von einer kleinen Kernmitgliedschaft beschlossene Abkommen, das mit zurückverlegten Grenzraumkontrollen und vor allem mit einem gemeinsamen Informationssystem (SIS) die wegfallenden Direktkontrollen

an der Grenze mehr als kompensiert. «Schengen» wird aber von zwei Seiten gegenläufig kritisiert: von Nationalisten wegen angeblichen Wegfalls von Grenzkontrollen, und von Menschenrechtsorganisationen wegen der zu hermetischen Abwehr an den Aussengrenzen. Die Schweiz, die «Schengen» 2005 per Volksabstimmung übernahm, war da übrigens interessierte Gesuchstellerin und nicht etwa dazu gedrängter Staat.

Das Dublin-Übereinkommen zum Asylverfahren in den Ersteinreisestaaten wurde 1990 von den damals zwölf EG-Mitgliedstaaten unterzeichnet und besteht mittlerweile in seiner dritten Variante. Auch da ist die Schweiz Mitglied, 2005 ebenfalls per Volksabstimmung gutgeheissen.

Die Absicht, das Asylverfahren zu harmonisieren und Mehrfachgesuche zu vermeiden, ist mehr als gerechtfertigt. Erstaunlich ist dagegen, dass nicht von Anfang an den zu erwartenden Unterschieden in der Belastung der Ankunftsländer und den Erstaufnahmen Rechnung getragen wurde. Die EU kann Italien und Griechenland nicht alleine lassen, so wenig wie jetzt Ungarn, Kroatien und so weiter.

Indem Deutschland seine Grenzen öffnete, bekräftigte es sie zugleich.

Verbindliche Verteilschlüssel sollten dringend eingeführt werden. Merkels Deutschland hat mit seiner «Dublin» missachtenden Aufnahmegrosszügigkeit eine gute Ausgangslage geschaffen, um bei anderen EU-Mitgliedern mehr Solidarität einzufordern.

Indem Deutschland seine Grenzen öffnete, bekräftigte es sie indirekt zugleich. Die Regierung dieses ebenfalls über Grenzen definierten Nationalstaats legte fest, was sie angesichts der Notlage der syrischen Flüchtlinge innerhalb ihres Zuständigkeitsraumes für richtig hielt.

Das war nicht verantwortungslos, wie in den BaZ-Spalten verkündet wird, sondern eine zu achtende Art, Verantwortung zu übernehmen. Gemäss Chefredaktor Markus Somm gibt es eigentlich nur eine Art, verantwortlich zu sein, nämlich die egoistisch-nationalistische Haltung. Ihm zufolge gibt es grundsätzlich keine koordinierte und kollektive Verantwortung. Als Historiker müsste er eigentlich wissen, dass gerade die Schweiz mit ihren 26 Kantonen das Gegenteil beweist.

Gute Grenzen, schlechte Grenzen

Grenzen lassen sich nicht einseitig zur Bekräftigung von Abschottungsideologien einsetzen. Grenzen können vieles sein. Gut und schlecht. Sie sind, so paradox es klingen mag, in der Regel nicht linearer Natur, keine Limes, sondern schaffen – was man in der Regio Basiliensis besonders gut weiss – Räume, die wegen dazwischenliegender Grenzen besonders eng verbunden

sind. Auch die EU trägt dem Rechnung, indem sie zum Beispiel zwischen der ausserhalb der EU liegenden Ukraine und dem innerhalb liegenden Polen einen besonderen visumsfreien Raum von 50 Kilometern Breite einrichtete.

Der Wiener Philosophieprofessor Konrad Paul Liessmann hat 2012 ein Büchlein zum «Lob der Grenze» publiziert. Da könnten die Alarmglocken läuten mit der Befürchtung, dass diese Schrift nun der aufkommenden Renationalisierung das Wort reden möchte. Das ist aber nicht der Fall. Zwar verweist Liessmann wie erwartet auf die Schutzfunktion von Grenzen, er thematisiert aber zahlreiche Grenzen nichtterritorialer Art. Grenzen bei den Mengen von Chemie in den Lebensmitteln, Metall in den Meeren, Lärm in der Umgebung von Menschen und so weiter.

Höhere Motive und niedere Geister

Ein Lob auf Grenzen hat der Bündner Romanist Iso Camartin schon vor Jahren, nämlich 1987 am 50. Internationalen PEN-Kongress in Lugano, angestimmt, als er die Vorzüge des intramuralen Daseins hervorhob. Er tat dies aber nicht, ohne ein gleichzeitiges waches Interesse für Aussenwelten zu empfehlen, Durchlässigkeit zu preisen und alle Sorten von Boten, Abgesandten, Zwischenträgern, Schmugglern und Spionen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen (NZZ vom 9./10. Mai 1987, S. 65). Heute würde er auch die Flüchtlinge in seine Aufzählung aufnehmen.

Wann stossen wir mit der Aufnahme von Flüchtlingen an «unsere Grenzen»? Soll man vorweg «Obergrenzen» definieren, die möglicherweise geradezu eine Beschleunigung der Inanspruchnahme auslösen?

Die BaZ sagt es natürlich nicht, sie predigt nur, dass wir Nein sagen sollten, möglichst von Anfang an. Und sie macht weniger die Flüchtlinge dafür verantwortlich, dass sie an den Grenzen stehen, sondern typischerweise die «verantwortungslosen Politiker in den Teppichetagen», ob in Bern oder Brüssel. Um Ressentiments gegen oben anzuheizen, ist jedes Thema recht. Die allgemeine Polemik gegen oben richtet sich aber nicht gegen Ueli Maurer, sondern artikelbreit gegen Simonetta Sommaruga und Eveline Widmer-Schlumpf – im Fall von deren Demission weit jenseits der in unserem Land eigentlich üblichen Anstandsgrenze.

Doch die BaZ ist nicht alleine. Selbst die scheinbar noble NZZ rückt einen ganzseitigen Kommentar des früheren «Bild»-Chefredaktors H. H. Tiedje ein, dem zur Frage, warum die Kanzlerin die Grenzen geöffnet hat, vor allem die Verdächtigung einfällt, dass sich «Mutter Angela» für die Nachfolge von UNO-Generalsekretär Ban Ki Moon qualifizieren und/oder selbstsüchtig wie die früheren Kanzler mit einer historischen Tat in die Geschichte einschreiben wolle. Dass es höhere Motive geben könnte, kommt den niederen Geistern nicht in den Sinn.

tageswoche.ch/+bdrvt

×

Die Politologin Bilgin Ayata erwartet, dass der Wahlsieg der AKP in der Türkei die Region weiter destabilisiert.

«Weder fair noch frei»

von Samuel Schläfli

Frau Ayata, Sie beobachten die politischen Entwicklungen in der Türkei schon seit Jahren. War der Wahlerfolg der AKP mit 50 Prozent der Stimmen und der absoluten Mehrheit im Parlament für Sie eine Überraschung?

Ja, niemand hat ein solches Ergebnis vorausgesagt. Alle grossen Meinungsforschungsinstitute in der Türkei haben ein ähnliches Wahlergebnis wie bereits im Juni prognostiziert. Auch ich hätte nicht erwartet, dass die Strategie von Präsident Erdogan so erfolgreich aufgeht: Durch Neuwahlen wurden die Ergebnisse der Wahlen im Juni rückgängig gemacht, die AKP wurde vom grossen Verlierer im Juni zum grossen Gewinner im November.

Welche Faktoren haben Ihrer Meinung nach massgeblich zur Popularität der AKP und von Präsident Erdogan beigetragen?

Zum einen hatte Erdogans AKP ein leichtes Spiel, da mittlerweile die meisten Medien und Institutionen fest in ihrem Griff sind. Sie konnte dadurch die Stimmung im Lande massgeblich beeinflussen. So wurde in den letzten fünf Monaten der Konflikt mit den Kurden wieder extrem aufgeheizt. Er bestimmte den politischen Diskurs. Dabei war die AKP noch 2013 öffentlich in einen Friedensprozess mit der PKK eingetreten. Das war ein historischer Schritt. Der Waffenstillstand war zwar fragil, aber während der letzten Wahlen im Juni noch im Gang.

Wieso der Bruch mit den Friedensverhandlungen?

Dass die HDP in den Juni-Wahlen mit 13 Prozent in das Parlament einzog, löste unter konservativen und nationalistischen Kreisen Unbehagen aus. Erdogan führte die Stimmenverluste auf den Friedensprozess zurück, der nicht glaubwürdig an die eigene Wählerschaft vermittelt wurde und auf wenig Unterstützung stiess. Die AKP reagierte mit einem radikalen Kurswechsel und kündigte den Friedensprozess auf. Seither findet in der Türkei eine nationalis-

tische Aufheizung in höchstem Masse statt. Und das nicht nur auf rhetorischer Ebene. In den letzten Monaten kam es zu zahlreichen militärischen Eingriffen in den kurdischen Gebieten und massiven Anschlägen auf die HDP.

«Es zeigte sich einmal mehr, dass die Wahlurne für die AKP lediglich ein Instrument ist, um die eigene Macht formal zu legitimieren.»

Hat die AKP vom wieder aufgeflamten Kurdenkonflikt politisch unmittelbar profitiert? Schliesslich betrug der Verlust der prokurdischen HDP bei den aktuellen Wahlen lediglich zwei Prozent.

Der erstmalige Einzug der HDP ins Parlament sowie der erneut entflammte Konflikt mit den Kurden hat zu einem Zusammenrücken von Rechtskonservativen, Nationalisten und Religiösen geführt. Die AKP hat mit ihrem Kurswechsel viele Wähler der MHP, der extrem nationalistischen Partei am äussersten rechten Rand, hinzugewinnen können. Ihr verdankt die AKP den grössten Teil ihres Stimmenzuwachses. Was diese beiden Wählerschaften vereint, ist der Widerwille, die Kurden als legitimen politischen Akteur zu akzeptieren.

Waren die Neuwahlen nach dem Ergebnis im Juni also eine direkte Antwort auf den erstmaligen Einzug der prokurdischen HDP ins Parlament?

Ja, denn dadurch hatte die AKP nicht mehr die absolute Mehrheit im Parlament. Der Entscheid für Neuwahlen war zutiefst undemokratisch, denn er drückt auch den Widerwillen von Erdogan und der AKP aus, eine Regierungskoalition einzugehen, was

nun mal Teil des demokratischen Prozesses ist. Am Wahlabend liess Premierminister Ahmet Davutoglu in einer Rede voller Freude verlauten: «Wir machen uns nun an die Arbeit; ganz alleine.» Das offenbart eine zutiefst antidemokratische Haltung. Die Türkei steuert sehr offen auf ein autoritäres Regierungssystem zu, wobei diese Wahlen ja bereits Ausdruck eines solchen waren. Es zeigte sich einmal mehr, dass die Wahlurne für die AKP lediglich ein Instrument ist, um die eigene Macht formal zu legitimieren. Passt der Wahlausgang nicht, werden Neuwahlen ausgerufen.

Die Wahlbeobachter der OSZE haben die Wahlen am Montag stark kritisiert. Sie urteilten, dass die Bedingungen für freie und faire Wahlen aufgrund der Sicherheitslage und der eingeschränkten Medienfreiheit nicht gegeben waren. Wie war Ihr Eindruck?

Dem stimme ich zu, das waren keine freien und fairen Wahlen. In den vergangenen Monaten befanden sich mehrere kurdische Städte im Ausnahmezustand, über 258 Zivilisten sind seit den Juni-Wahlen bei Kämpfen und Attentaten gegen Kurden und HDP-Anhänger umgekommen. Büros und Parteigebäude der HDP wurden angegriffen und zerstört. Selbst im Ausland, zum Beispiel in Berlin. Die HDP hat beim Attentat in Ankara vom 10. Oktober zwei Kandidaten für die Parlamentswahl, mehrere Funktionäre und Anhänger verloren. Das war ein direkter Angriff auf die politischen Chancen der Partei. Die HDP kündigte daraufhin an, dass sie zum Schutz für die eigenen Mitglieder keinen Wahlkampf mehr betreibe. Unter diesen Umständen sind die 10,7 Prozent Stimmenanteil, die die HDP bei den aktuellen Wahlen erzielte und die den Verbleib im Parlament sichern, ein unglaublicher Erfolg. Man stelle sich nur einmal vor, was gewesen wäre, wenn die HDP unter gleichen Bedingungen Wahlkampf betrieben hätte wie die AKP und medial genauso präsent gewesen wäre.

Sie haben selber in den kurdischen Gebieten geforscht und pflegen bis heute gute Kontakte dort. Wie war die Situation im Südosten der Türkei während des Wahlkampfs?

Ich habe einen Kollegen, der als Anthropologie-Professor in den USA gearbeitet hat und sich entschloss, in seiner Heimatstadt Bingöl für die HDP anzutreten. Durch ihn konnte ich verfolgen, wie sich die Situation in den letzten Monaten zugespitzt hat. Der Fahrer seines Wahlkampfbusses wurde wenige Tage vor den Wahlen im Juni mit über 30 Schüssen niedergestreckt. Er hatte sechs Kinder. Der Wahlkampf wurde daraufhin unterbrochen, und mein Kollege und seine Helfer waren erst einmal damit beschäftigt, die Familie zu versorgen, Spenden für sie zu sammeln und so weiter. Das war kein Einzelfall: Nur kurze Zeit später wurden zwei weitere Wahlkampfhelfer umgebracht – wiederum von Unbekannten. August und September waren besonders tragische und unglaublich gewaltvolle Monate. In Städten, die als HDP-Hochburgen



Bilgin Ayata: «Der Entscheid für Neuwahlen war zutiefst undemokratisch.»

FOTO: ZVG

bekannt sind, durften die Menschen nach Ausrufung des Ausnahmezustandes bis zu zehn Tage lang nicht mehr auf die Strasse.

Inwiefern lassen sich solche Attacken auf die HDP konkret der türkischen Regierung anlasten? Glauben Sie, dass es sich dabei um gezielte Auftragsmorde handelt?

Natürlich kann man das so direkt nicht sagen. Aber in der Türkei wurden in den 1990er-Jahren über 17 000 Morde von «Unbekannten» an Zivilisten verübt, meist kurdischen Aktivisten oder Menschenrechts-Aktivisten. Der «tiefe Staat», über den in der Türkei viel gesprochen wird, trat in den vergangenen Monaten erneut in Erscheinung, sogar weniger verdeckt als zuvor. Ein Bombenanschlag mitten in Ankara, in einem Land mit einem sehr ausgeprägten Sicherheitsapparat, wäre ohne Mitwissen der Regierung nicht möglich gewesen. Die Regierung hat die Eskalation der Situation herbeigeführt; das war Strategie. Es herrscht ein Terrorismus-Diskurs wie in den frühen 1990er-Jahren, als Kurden zu Zielscheiben der Militärs und Paramilitärs wurden. Erdogan hat diese Polarisierung und nationalistische Aufheizung bewusst vorangetrieben und dabei Wahlkampf für die AKP betrieben, obwohl die Verfassung das verbietet. Als Staatspräsident müsste er überparteilich und integrierend agieren. Aber er macht das Gegenteil.

Die AKP hat sich vor den Wahlen als Garant der Stabilität im Land und im Mittleren Osten positioniert. Und viele Beobachter waren in Hinblick auf das politische Chaos in den Nachbar-

ländern tatsächlich erleichtert über die klaren Verhältnisse nach den Wahlen. Ein Trugschluss?

Ich bezweifle stark, dass die Stärkung der AKP zu einer Stabilisierung im Land und in der Region führen wird; auch wenn die Börsen kurz nach den Wahlen gejubelt haben. Die Stabilisierung wird höchstens vorübergehend sein. Ich rechne viel mehr mit einer weiteren Polarisierung. Keine Gesellschaft kann auf Dauer solch eine tiefgehende Spaltung ertragen. Die Fronten zwischen AKP-Wählern und Nicht-AKP-Wählern werden sich weiter verhärten, und es wird zu weiteren Protesten und Aufständen im Land kommen – vergleichbar mit den Protesten in den arabischen und nordafrikanischen Ländern nach 2010.

«Die syrischen Flüchtlinge sind zum Faustpfand Erdogans gegenüber der EU geworden.»

In den vergangenen Monaten hat sich die EU im Zuge der sogenannten Flüchtlingskrise stark der Türkei angenähert. Was bedeutet das aktuelle Wahlergebnis für die europäisch-türkischen Beziehungen?

Europa hat ganz offensichtlich keine Lehren aus dem Arabischen Frühling gezogen! Denn die eine Hauptlehre hätte sein

müssen: Es zählt sich nicht aus, autoritäre Strukturen und autokratische politische Führungspersonlichkeiten zu unterstützen. Was vordergründig nach Stabilität aussah, war ein Pulverfass. Statt Erdogan freie Hand für eine Kriegsführung gegen die Kurden zu signalisieren, sollte die EU sich deutlich für einen Friedensprozess einsetzen. Solange keine politische Lösung in Aussicht steht, wird es keinen dauerhaften Frieden und keine Demokratie geben.

Bundeskanzlerin Merkel reiste am 18. Oktober zu Gesprächen mit Präsident Erdogan über eine engere Zusammenarbeit in Flüchtlingsfragen. War das indirekt auch Wahlhilfe?

Auf jeden Fall. Aber vor allem war es ein Schock für all die Kräfte im Land, die tatsächlich für Demokratie kämpfen. Die progressiven Kräfte hatten insbesondere nach dem Attentat in Ankara Unterstützung und Solidarität aus dem Ausland erhofft. Der Besuch Merkels und die brüderliche Umarmung von EU-Kommissionschef Juncker mit Erdogan war ein Messerstich in den Rücken all jener, die dort Freunde, Mitstreiter und Familienangehörige verloren hatten. Aber für die EU hat die innenpolitische Lage in der Türkei keine Priorität. Vielmehr ist sie darum besorgt, dass das Land möglichst viele Flüchtlinge zurückbehält. Das aktuelle Wahlergebnis dürfte also im Sinne der EU sein. Die syrischen Flüchtlinge sind zum Faustpfand Erdogans gegenüber der EU geworden.

Sie glauben also nicht, dass die Annäherung der EU an die Türkei zu guten Lösungen bei der Verteilung und Integration von Flüchtlingen aus Syrien führen könnte?

Nein, nicht wenn das in dieser Form geschieht. Die tolerante Haltung der Türkei gegenüber dem IS und der Krieg gegen die Kurden hat dazu geführt, dass sich syrische Flüchtlinge in der Türkei zunehmend unsicher fühlen. Kürzlich wurden in Urfa, wo viele syrische Flüchtlinge leben, zwei syrische Aktivisten vom IS brutal ermordet. Auch Kurden, Aleviten, Frauen, Homosexuelle und zunehmend auch bürgerliche Kreise fühlen sich nicht mehr sicher. Die Türkei könnte bald selbst wieder Flüchtlinge produzieren, wie vor 20 Jahren.

tageswoche.ch/+izhwo

×

Zur Person

Bilgin Ayata ist seit August Assistenzprofessorin für Politische Soziologie an der Universität Basel. Zuvor war sie an der Freien Universität Berlin als wissenschaftliche Mitarbeiterin der Arbeitsstelle Transnationale Beziehungen, Aussen- und Sicherheitspolitik tätig. Ayatas Forschung gilt vor allem Transformationsprozessen, die durch Migration, Konflikte und soziale Bewegungen beeinflusst werden. Ihr regionaler Schwerpunkt umfasst den Nahen Osten und Europa, insbesondere die Türkei und die kurdischen Gebiete.

China hat ein «soziales Kreditsystem» eingeführt, das Bürger anhand ihrer Einkäufe und Social-Media-Aktivitäten bewertet. Kommt solch ein System auch für den Westen infrage?

Konsumieren für mehr Freiheit

Punkte sammeln für die Bürgerbewertung: Junge Chinesinnen am Smartphone.

FOTO: KEYSTONE



von Adrian Lobe

Es klingt nach einer kruden Mischung aus «1984» von George Orwell und Dave Eggers «Der Circle»: Die chinesische Staatsführung hat vor Kurzem ein System eingeführt, das jeden Bürger sozial bewertet.

Das funktioniert so: Jeder Bürger erhält einen Score von 350 bis 950. Dieser Wert berechnet sich nach der Kreditwürdigkeit, der politischen Meinung und Social-Media-Aktivitäten. Das Social Credit System (SCS), wie das Reputationssystem offiziell heisst, verknüpft dazu Daten von Banken, E-Commerce-Seiten und sozialen Netzwerken wie Weibo.

Gigantische Datenmengen

Wohin man geht, was man kauft, wie viele Strafpunkte man auf dem Führerschein hat – all das wird erfasst und an die Identifikationsnummer gekoppelt. Verwaltet wird das System vom Versandriesen Alibaba und dem Online-Konzern Tencent, die alle sozialen Netzwerke in China betreiben und deshalb Zugang zu gigantischen Datenmengen und Sozialkontakten haben.

Die Bürger können eine App namens Sesame Credit im Alibaba-Netzwerk herunterladen, auf welcher der Score wie bei einer Fitness-App angezeigt wird. Mit dem Kauf bestimmter Produkte oder dem Posten konformer Kommentare steigt der Score. Wer dagegen regimekritische Äusserungen postet oder bei der Alibaba-Konkurrenz kauft, dessen Score fällt.

Mit dem Kauf bestimmter Produkte und dem Posten konformer Kommentare steigt der Score.

Auch das Fehlverhalten von Freunden in sozialen Netzwerken wirkt sich negativ auf den Score aus. Es mutet ein wenig wie das vom Google-Stipendianten Douglas Coupland vorgeschlagene System der Freipunkte an, nur gemünzt auf Teilhabe in einem autoritären Regime.

Bald jeder Bürger erfasst

Je mehr Punkte man sammelt, desto mehr Möglichkeiten hat man. Mit 650 Punkten, so berichtet ein Autor auf dem Internetportal privateinternetaccess.com, könne man einen Mietwagen ohne Kaution mieten. Mit 700 Punkten bekommt man im Schnellverfahren ein Visum nach Singapur. Und mit 750 Punkten ergattert man eine Einreiseerlaubnis in den Schengen-Raum. Wer konsumiert und linientreu ist, bekommt Freiheiten.

Noch ist der Citizen Score freiwillig. Bis 2020 allerdings soll er Pflicht für alle chine-

sischen Staatsbürger sein. Und bis dahin wird er weiterverschärft.

Das Reputationssystem macht deutlich, was passiert, wenn Big-Data-Technologien auf autoritäre Staatsformen treffen. Indem der Staat Punkte für gefälliges Verhalten gibt, definiert er nicht nur, was sozial erwünscht ist, sondern auch, wer ein guter und wer ein schlechter Bürger ist.

Sesame Credit hat zum Ziel, den Charakter jedes Einzelnen zu quantifizieren. Das Kontrollregime, das die Regierung ins Werk setzt, ist subtiler Natur: Man braucht nicht mehr den Knüppel, um die Bürger zu disziplinieren. Es genügen Abzüge beim Score. Psychopolitik nennt das der Berliner Philosoph Byung Chul-Han. Die Regierung hat eine Website gestartet, auf der man den Score anderer Bürger überprüfen kann. Wie viele Punkte hat der Nachbar?

Angesichts dieser Disziplinierungsmaschine stellt sich die Frage, ob ein solches System auch in westlichen Demokratien institutionalisiert werden könnte. Mit Google und Facebook stünden zwei mächtige Akteure bereit, die über detaillierte Nutzerprofile verfügen. Dass es einen militärisch-industriellen Komplex gibt, bei dem massenhaft Daten ausgetauscht werden, haben die Enthüllungen von Edward Snowden gezeigt.

Was Neues für den Westen?

Jay Stanley, Senior Policy Analyst bei der US-Bürgerrechtsorganisation ACLU, schreibt: «Die USA sind (natürlich) ein ganz anderer Ort als China, und die Chancen, dass unsere Regierung in naher Zukunft ein solches Programm lancieren wird, gehen gegen null. Doch gibt es konsistente Anziehungskräfte hin zu diesem Verhalten aufseiten vieler öffentlicher und privater Verwaltungen, und es besteht eine sehr reale Gefahr, dass viele der Dynamiken, die wir im chinesischen System sehen, auch hier auftreten werden.»

Die amerikanische Transportsicherheitsbehörde nutzt bereits ein System namens Secure Flight Program, das Flugzeugpassagiere anhand nicht weiter definierter Kriterien als High Risk oder Low Risk einstuft. 2012 führte die Behörde das sogenannte Precheck-Verfahren ein, das es Fluggästen gegen Zahlung von 100 US-Dollar erlaubt, die verschärften Sicherheitskontrollen an Flughäfen zu umgehen. Wer zahlt, muss am Flughafen nicht die Hosen herunterlassen.

Der Internetkritiker Nicholas Carr, Autor des Buchs «The Glass Cage», sagt im Gespräch: «Die gleiche Technologie kann auf verschiedene Weise auf lokale Kulturen und politische Arrangements angewandt werden. Was das chinesische Social Credit System zeigt, ist, dass die umfassende Verhaltensüberwachung, die unsere gegenwärtige Gesellschaft kennzeichnet, für autoritäre oder gar totalitäre Zwecke von Diktaturen genutzt werden kann.»

Es sei etwas weit hergeholt, dass ein ähnliches System von einer westlichen Demokratie etabliert werden könne. Das bedeute jedoch nicht, dass kein Grund zur Besorgnis bestehe. «Hier in den USA sehen wir schon kommerzielle Kreditgeber, die das Online-Verhalten wie etwa Social-Media-Posts berücksichtigen, um die Kreditwürdigkeit zu bestimmen. Selbst wenn der Social Credit Score nicht von der Regierung verwendet wird, kann er sehr wohl von Unternehmen genutzt werden.»

«Solche Systeme können Einfluss darauf haben, wie sich Menschen verhalten und was sie sagen.»

Nicholas Carr, Internetkritiker

Solche Scoring-Systeme können laut Carr «einen Einfluss darauf haben, wie sich Menschen verhalten und was sie sagen – und vielleicht sogar, was sie denken».

Man kann freilich argumentieren – und einige Internetkritiker wie Evgeny Morozov oder Jaron Lanier tun das längst –, dass der Big-Data-Technologie selbst ein totalitärer Anspruch innewohnt, weil es letztlich darum geht, unser aller Daten und damit unsere Identität zu kontrollieren. Der Soziologe Harald Welzer sagt, der neue Totalitarismus brauche keine Uniformen, wenn Uniformität informationell hergestellt ist.

Vollständige Vermessung

Noch ist nicht ganz klar, ob es sich bei dem Credit Score in China um eine Art Betreibungregister, also eine Auskunftsteil handelt, die sich auf Angaben zur Kreditwürdigkeit beschränkt, oder ob es wirklich darum geht, den Menschen vollständig zu vermessen. In jedem Fall wird die ohnehin geringe Freiheit weiter eingeschränkt – und die Dystopie von Orwell ein Stück realer.

tageswoche.ch/+o7ss8

×

ANZEIGE

Fr 06.11. 20:00 · Einführung 19:00
«Musiktage Arthur Loulié» –
Asasello-Quartett, Robert Koller & Gäste
Sa 07.11. / So 08.11. je 20:00–21:30
«Neue Wiener Schule» –
Ensemble Phönix Basel

GARE DU NORD

T 061 688 13 13

www.garedunord.ch

Der Beinahe-Nationaltrainer traut sich zu, das Basler Eishockey in höhere Sphären zurückzuführen.

«Für mich wäre Basel ein Traum»

von Sebastian Wirz

In den Katakomben der neuen Tissot-Arena in Biel lässt Kevin Schläpfer auf sich warten. Seine Ausrede ist jedoch – wie alles bei dem bodenständigen Trainer – äusserst glaubhaft. Schläpfer hat Gäste durch das Stadion geführt. Er ist in Biel nicht nur Trainer. Mehrere Jahre war er Sportchef und wird heute verehrt. In Biel ist er der grosse Unterhalter.

Das Stadion in Biel ist zwar sehr neu, speziell ist aber wohl hauptsächlich, dass sich der Beinahe-Nationaltrainer zweieinhalb Stunden vor einem Heimspiel Zeit nimmt für eine Besuchergruppe.

Noch näher am Spielbeginn nimmt er sich Zeit für ein Kurzinterview mit der TagesWoche. Das Gespräch findet nicht im Pressezentrum statt, sondern in einem ruhigen Winkel der Bieler Garderobe. Zur ersten Frage kommt es allerdings erst, als Schläpfer seinem Assistenzcoach erklärt hat, welche Spieler zum Videostudium antanzen müssen.

Das Hauptthema des Interviews ist für den Profi-Trainer eher ungewohnt. Die Region Basel ist im nationalen Eishockey nicht einmal mehr eine Randnotiz. Zu wirtschaftlichen Problemen (Konkurs des EHC Basel) kamen personelle Schwierigkeiten (Abgänge von Teamstützen und des halben Kaders). Neue Aktualität erhielt die Diskussion um das Eishockey in der Region wegen der maroden Kühlanlagen auf der Kunsteisbahn Margarethen und der Kunsteisbahn Sissach. In Sissach kommt ein Rechtsstreit wegen Baumängeln dazu. Höchste Zeit, den prominentesten Eishockey-Vertreter der Region nach seiner Sicht der Dinge zu fragen.

Herr Schläpfer, sind es Ausnahmen, wenn man Sie wie vergangene Woche am Cupspiel in Muttenz und tags darauf an den Swiss Indoors als Zuschauer sieht?

Ich habe ein riesiges Interesse an Sport und bin nicht nur Trainer, sondern auch angefressener Sport-Fan. Wenn Federer in Basel spielt, schaue ich mir seine Spiele natürlich an. Sandro Kamber, der Trainer

des SV Muttenz, ist ein guter Freund von mir. Die Affiche gegen den FCB wollte ich nicht verpassen. Ich verfolge die Saison des FCB, und der Match gegen Fiorentina ist mein nächster Termin.

Haben Sie überhaupt Zeit für andere Sportarten ausser Eishockey?

Für solche Dinge gibt es immer Zeit. Für mich ist das positive Ablenkung, und die muss man suchen. Im Prinzip ist es meine Erholung, Sport zu geniessen, ohne dass ich selber extrem involviert bin. So kann ich es emotional etwas ruhiger geniessen. Selber treibe ich auch Sport. Ich spiele Tennis und fahre Velo. Ich bin also Schönewettersportler (lacht).

«In Sissach bin ich immer noch der Kevin, den man seit klein auf kennt.»

Können Sie so dem Eishockey in Biel entfliehen?

Ja, ich wohne auch noch in Sissach. Dort bin ich daheim. Ich habe eine Wohnung hier in Biel und sogar ein Bett im Stadion-Büro. Es tut mir aber gut, ab und zu etwas wegzukommen von der Arbeit. In Sissach werde ich nicht als Eishockeytrainer gesehen. Da bin ich der Kevin, den man seit klein auf kennt, und das genieße ich.

Wann waren Sie zum letzten Mal an einem Eishockeyspiel in Basel?

Mein Sohn spielt beim EHC Basel im Nachwuchs und darum bin ich öfter dort anzutreffen. Aber von der ersten Mannschaft habe ich dieses Jahr noch kein Spiel gesehen. Letztes Jahr war ich mal da.

Verfolgen Sie das Eishockey in der Region Basel aktiv?

Auf jeden Fall. Das Thema ist ja auch hochaktuell. Was in Basel läuft oder in Sissach, meinem Dorf, da bleibe ich am Ball.

Was haben Sie als Profi und aus der Distanz für einen Blick auf die Probleme des Eishockeys in der Region Basel?

Ich spüre, dass man in Sissach und in Basel den Anschluss an den Spitzensport verloren hat. Spitzensport und Breitensport, das sind nun mal zwei unterschiedliche Dinge. Die nächsten Entscheidungen werden sein, ob man in Basel und Sissach noch Spitzenleute herausbringen will, ob man nationale Stars kreieren will oder nicht. Das ist die entscheidende Frage und hier müssen Entscheidungen getroffen werden. Gerade von Sissach standen immer wieder Spieler im Rampenlicht in der Nationalliga A. Und auch aus Basel gab es sie – oder Basel war selber in der Nationalliga A. Das ist in den letzten Jahren verlorengegangen. Man muss sich entscheiden, ob man das zurückholen will oder nicht. Das kostet Investitionen, weil man nun einen riesigen Rückstand hat.

Die Kunsteisbahn Margarethen muss saniert werden. Dafür steht ein Provisorium auf dem Dreispitz. In Sissach kämpfen die Kunsteisbahn und die Gemeinde mit Millionenausgaben und politischen Gegnern. Es gibt nicht nur sportliche Probleme.

Es ist schade. Die Verantwortlichen haben vielleicht zu lange gewartet und alles auf sich zukommen lassen. Man kann die beiden Fälle aber nicht vergleichen. In Sissach ist etwas «verlauert», etwas unsauber gemacht worden. Das muss man klar so sagen. Von wem, wissen wir noch nicht genau. Da sind Fehler passiert. Sonst wäre Sissach gut aufgestellt mit dieser Halle. Das wäre eigentlich super. Die Probleme mit der Halle haben das Eishockey in Sissach nun zehn Jahre zurückgeworfen. Und der EHC Basel ist halt sportlich auch sehr stark zurückgefallen.

Glauben Sie, dass das Eishockey in der Region Basel wieder auf die Beine kommt, sprich ein Team in die Nationalliga B oder A?

Ich hoffe es, ich hoffe es. Ich kenne Hans-Peter Gerber persönlich, den Präsidenten des EHC Basel, und mein Glaube ist vor allem bei ihm. Ich glaube, dass er ein Macher ist, ein Mann, bei dem das Wort noch etwas gilt. Und ich glaube, dass er das Potenzial hat, Basel wieder hinzukriegen. Aber es ist ganz schwierig. Um den erwähnten Rückstand aufzuholen, braucht es vor allem Geld.

Sie werden in der Presse als «Eishockeygott» bezeichnet und teilweise verehrt. Wäre das am Boden liegende Eishockey in Basel nicht ein Projekt für jemand wie Sie?

Für mich wäre Basel immer eine Traumdestination. Basel hat mit der St.-Jakob-Arena eine tolle Infrastruktur. Das ist ein Top-Stadion mit Top-Voraussetzungen für den Betrieb einer erstklassigen Mannschaft. Im Nachwuchs kann ich es nicht mehr abschätzen wegen der Geschichte mit der Margarethen. Aber im Prinzip hat man eine Infrastruktur, die nicht schlecht ist. Und für mich wäre es natürlich ein Traum. Es ist wohl für jeden schön, wenn er daheim arbeiten kann. Und ich fühle mich halt in der Region Basel daheim.



«Wenn mich jemand fragt, helfe ich, und sonst halte ich mich raus.»

FOTO: KEYSTONE

Aber dafür müsste der EHC Basel zuerst in Sphären aufsteigen, die Sie interessieren.

Klar, da muss man realistisch sein. Für mich ist das im Moment kein Thema.

Sie haben auch Erfahrungen als Sportchef. Diese Kenntnisse und die Aura eines Kevin Schläpfer bräuchte es wohl, um das Eishockey in Basel zu einem positiven Thema zu machen.

Ich traue mir zu, dass ich das könnte. Ich will nicht überheblich wirken, aber ich traue mir das zu. Das wäre für mich eine riesige Herausforderung, und ich bin einer, der die Herausforderungen umso mehr liebt, je grösser sie sind. Aber ich bin mir schon bewusst, dass die Situation schwierig ist. Ich glaube, ich hätte das Potenzial, die richtigen Leute zu kennen, die es bräuchte, um die Eishockeyszene in Basel wieder an die Spitze heranzuführen.

Machen Sie sich konkrete Gedanken?

Sicher. Ich habe auch Kontakt mit EHC-Basel/KLH-Präsident Hans-Peter Gerber und den Trainern. Ich sage ihm immer, was ich denke, was man tun könnte, oder versuche ihm Tipps zu geben. Aber ich will mich auch nicht aufdrängen. Das ist immer gefährlich. Am Ende heisst es noch: «Der Schläpfer, der arrogante Cheib, will uns reinreden. Der soll sich lieber um seine Angelegenheiten kümmern.» Darum halte ich mich sehr dezent im Hintergrund. Wenn mich jemand fragt, dann helfe ich, und sonst halte ich mich raus.

Die Diskussion um den Nationaltrainerposten ist nun vorerst vorbei und Sie werden nicht Nationalcoach. Ist das Thema für Sie abgehakt, oder werden wir noch einen Oberbaselbieter an der Bande der Nationalmannschaft erleben?

Ich habe die Nationalmannschaft nicht für immer abgeschrieben. Ich denke, dass ich noch eine Chance erhalten werde. Der Verband wollte mich ja unbedingt. Darum war es für mich auch eine grosse Ehre. Sie haben mir viele Möglichkeiten aufgetischt. Doppel-Mandat, ab sofort Nationalcoach oder noch ein Jahr warten – die Auswahl war für mich eine riesige Überraschung, und darum wollte ich da auch Ja sagen. Ich habe nicht das Gefühl, dass ich für die Nationalmannschaft kein Thema mehr bin. Sie wissen ja auch, dass es nicht an mir gelegen hat. Und ich habe den Leuten vom Verband von Anfang an gesagt, dass ich kommen möchte, aber akzeptieren werde, wenn Biel Nein sagt. Für mich war immer klar, dass ich keinen Streit provozieren werde oder etwas Negatives.

Sie glauben, für den EHC Biel sei in dieser Saison alles möglich: der siebte Platz, der zu den Playoffs berechtigt, wie auch der zwölfte und letzte Platz. Fürchten Sie, dass der Flirt mit der Nationalmannschaft für Ihre Karriere gefährlich werden könnte, wenn Biel nun schlechte Resultate liefert?

Das kann ich nicht sagen, da müssen Sie den EHC Biel fragen. Es handelt sich um eine etwas seltsame Konstellation. Aber ich werde die Nationalmannschaft jetzt vergessen, und das muss der EHC Biel auch. Wir müssen normal weiterarbeiten, wie wenn es dieses Angebot nie gegeben hätte. Nur so geht es. Wenn wir das immer wieder nach vorne holen, dann kann es irgendwann einen Krach geben. Aber der EHC Biel und ich sind schon zu lange zusammen, dass es so weit kommen könnte.

Was passiert mit dem EHC Biel und mit Ihnen, wenn der Club Letzter wird?

Ich bete dafür, dass es nicht so weit kommt. Was dann passieren würde, weiss niemand.

Wenn Ihre Zeit in Biel irgendwann abläuft, können Sie sich auf das Projekt Basel stürzen.

So weit denke ich nicht. Wir wissen ja nicht, wie lange ich noch in Biel bin und wo Basel dann steht. Ich bin nicht einer, der von Tag zu Tag lebt, aber jetzt habe ich erst mal einen Vertrag bis 2018, und bis dahin gebe ich hier mein Bestes. Und wenn vorher etwas Unerwartetes eintrifft, wie jetzt diese Nationalmannschaftsgeschichte, dann schauen wir, was wird.

tageswoche.ch/+mj9w

×

Die Laufbahn des Eishockeyspielers Kevin Schläpfer (1969) begann im Nachwuchs des EHC Zünzgen-Sissach. Späterspieler unter anderem für Basel und Biel in den beiden obersten Eishockeyligen der Schweiz. Beim EHC Biel arbeitete er zuerst als Sportchef, seit Mai 2010 als Headcoach. Im Sommer 2015 wollte die Swiss Ice Hockey Federation Schläpfer als Nationalcoach. Der EHC Biel verweigerte seinem Coach allerdings den Wechsel.

Mit The KLF machte Bill Drummond eine Million, die er dann verbrannte. Nun macht er wieder Musik – in seinem Kopf. Wie daraus ein Dokfilm wurde, erzählt er auf einem Spaziergang.

«Von jetzt an zählt jeder Augenblick»

Rollen tauschen und selber machen: Bill Drummond ist auch mit 62 ein umtriebiger Querkopf.



von Hannes Nüsseler

Bill Drummond kann vollendet schweigen. Nicht unhöflich, aber bestimmt. Er sitzt im Restaurant eines Zweisternehotels in Zürich und frühstückt zu Ende, während ich selbst – überpünktlich – eine Tasse Tee mittrinke. English Breakfast.

Ich möchte Drummond fragen, wie er den Wechsel vom hyperventilierenden Musikbusiness zur Konzeptkunst vor über 20 Jahren verkraftet hat und ob sein Leitfaden «How to Have A Number One the Easy Way» immer noch gültig ist.

Der Schriftsteller, Maler und Ex-Musiker zählt zu den umtriebigen Querköpfen der britischen Kunstszene, der sich und seine Kultband The KLF 1992 unter (harmlosem) Maschinengewehrgeknatter aus dem Showbusiness freischoss, um danach sämtliche Aufführungsrechte an seiner eigenen Musik zu löschen.

Der 62-Jährige in Jeans, mit farbverklebten Schuhen und einem blauen Daumen-nagel ist unübersehbar ein Mann der Tat, der die Dinge selbst in die Hand nimmt. Für die Promotiontour zu Stefan Schwieters Dokumentarfilm über Drummonds neuestes Projekt heisst das für die Medien: keine Tonaufnahmen, keine Floskeln. Stattdessen geht er mit den Journalisten spazieren und stellt selbst Fragen. Ein Rollentausch also, der ganz nach dem subversiven Geschmack des Künstlers ist und verdeutlicht, worum es ihm geht: um Erfahrung, Loslassen und Erinnern. Auch auf die Gefahr hin, dass das Ergebnis chaotisch wird.

«Ich finde mich in dieser Stadt einfach nicht zurecht», sagt er wenig später, als wir uns auf den Weg zum Volkshaus machen. Der Hochnebel liegt schwer wie ein Deckel auf den Dächern. «Normalerweise orientiere ich mich an der Sonne, wo Norden und Süden sind.»

Drummond möchte wissen, wer ich bin, was mich umtreibt. Ich erzähle ihm, dass ich zeichne. Drummond, der die Kunstschule abgebrochen hat, sagt: «Ich kann nur zeichnen, was ich vor mir sehe. Aus dem Gedächtnis geht gar nichts.»

Selbstmord in elf Jahren

Im Restaurant zückt Drummond ein Notizbuch: «Damit beschäftige ich mich zurzeit.» «Bill Drummond – A Novel by Tenzing Scott Brown» steht auf der ersten Seite. Die Geschichte handelt im Jahr 2026, wenn Brown so alt ist wie sein Grossvater, der beim Rasenmähen starb. Im Buch wird der fiktive Drummond Selbstmord begangen haben, während sein alter Ego Brown, ein Privatdetektiv, die Umstände dieses Suizids aufklären soll.

Ein Genrestoff also, der aber nicht den «Noir»-Regeln folgt. «Ich kenne mich damit eigentlich gar nicht aus. Raymond Chandlers Krimi «The Long Goodbye» zum Beispiel habe ich nie gelesen.» Doch steckt im Missachten der Konventionen nicht der gleiche Ansatz, mit dem er früher Musik machte? Ist Drummond noch der Punk, der

vor laufender Kamera eine Million Pfund verbrannt hat? «Keine Ahnung», erwidert der Schotte, der sich nichts aus absoluten Antworten macht, und fügt später hinzu: «Aber man kann sich nicht das ganze Leben lang gegen alles auflehnen.»

Ausser vielleicht gegen die Gewissheit, dass die eigene Lebensspanne begrenzt ist. «Ich war 17, als ich während einer Busfahrt aus dem Fenster blickte, mein Gesicht spiegelte sich darin», erzählt er. Es ist eines der Stichworte, die er sich für unser Gespräch in seinem Buch notiert hat. «Ich dachte plötzlich an die 700 000 britischen Soldaten, die im Ersten Weltkrieg in den Schützengräben gestorben sind. Und ich dachte: Von jetzt an zählt jeder Augenblick.»

Drummond hat seine Zeit vielfältig genutzt: Er war Schreiner, Milchmann, Gärtner und Kulissenmaler, bevor ihn Mitte 30 mit The KLF der Weltruhm einholte – zu Drummonds Verblüffung. «Ich fand es immer richtig, dass Rockstars mit vier Alben und 27 Jahren sterben, weil danach die Energie aufgebraucht ist oder die Chemie in der Band nicht mehr stimmt.»

«In den Augen meiner Tochter bin ich so etwas wie Bob Geldof.»

Ist es denn wenigstens eine Erleichterung, etwas erschaffen zu haben, das für so viele Menschen wichtig und deshalb von bleibendem Wert ist? Drummond bestellt sich einen zweiten Kaffee. Die Bedeutung von aufgenommener Musik sei am Schwinden, erwidert er. Und dann sprechen wir endlich über den Grund, der Drummond in die Schweiz geführt hat: Stefan Schwieters inspirierender Dokumentarfilm mit dem sperrigen Titel «Imagine Waking Up Tomorrow And All Music Has Disappeared», der am Festival Visions du Réel in Nyon 2015 als Bester Schweizer Dokumentarfilm ausgezeichnet wurde.

Darin begleitet der in Therwil aufgewachsene Schwieter («Heimatklänge») Drummond bei seinem Versuch, einen archaischen Chor nachzustellen, den dieser sich bei einer Fahrt im Land Rover erdachte: ein vielstimmiges Röhren, das minutenlang ohne Melodie und Rhythmus anschwillt, als sässe eine Horde Wikinger auf dem Rücksitz. Drummond erklärt seine Sehnsucht nach den brachialen Klängen mit der allgegenwärtigen Verfügbarkeit von Musik. «Heute spielt sich alles darauf ab», sagt er und zückt sein Smartphone. Im Film reist Drummond deshalb durch Grossbritannien und bittet Fabrikarbeiter, Schulkinder oder Nonnen, ihm ein paar Töne vorzusingen, die er zu einem Chor schichtet, einmal hört – und dann löscht.

«Manchmal versuche ich mir vorzustellen, wie die heutige Untergrundmusik klingen könnte», sagt Drummond. Er selbst hört kaum mehr Musik. Jetzt also wäre der Moment, um Drummond zu seiner spektakulär abgebrochenen Musikkarriere zu

befragen, aber er ist ein so einnehmender Gesprächspartner, dass ich die Frage schlicht vergesse.

Stattdessen will ich wissen, wie ihm der Film gefällt. «Nach der ersten Vorführung war ich schockiert. Mir war schon klar, dass ich im Film vorkommen würde, aber ich hatte ihn aus meiner Perspektive erwartet, als wären meine Augen die Kamera. Dabei bin ich ständig im Bild.» Trotzdem erkennt er sich im Film nicht wieder, es ist ein fiktiver Bill Drummond, der da auftritt, ein Konstrukt wie in seinem Buch. Erkennt der Sohn eines protestantischen Pfarrers wenigstens das Sendungsbewusstsein wieder, das auf der Leinwand durchdrückt?

Suppe in Basel

«Der männliche, weisse, westliche Erlöser-Komplex.» Drummond nickt. Den Vorwurf kennt er von seiner Tochter (er hat sieben Kinder von vier Müttern, das jüngste ist drei Jahre alt). «Meine Tochter würde sich diesen Film niemals anschauen, weil sie nicht akzeptiert, was ich mache. Ich lebe in einem multiethnischen Quartier von London, und wenn ich mit dem pakistanischen Ladenbesitzer plaudere, findet sie das nur peinlich. In ihren Augen bin ich so etwas wie Bob Geldof – oder Bono!» Die Vorstellung bereitet ihm sichtliches Vergnügen. «Aber ich bin nun mal männlich, weiss und westlich. Und wenn meine Söhne «Grand Theft Auto» spielen, sage ich: Geht raus, klaut von mir aus ein Auto. Aber tut etwas!» So ähnlich versteht er auch seine Rolle im Film, in dem er sein Publikum zum Selbermachen anleitet.

Wir haben die verabredete Gesprächsdauer um eine Viertelstunde überzogen, als wir zahlen. Ob ich den Weg allein zum Bahnhof zurückfinde, fragt Drummond, bevor er mit langen Schritten davoneilt.

Nächste Woche wird Drummond wieder in der Schweiz sein, diesmal inoffiziell. Er wird einer Einladung zum Suppekochen nach Basel folgen, wie er das regelmässig an allen möglichen Orten tut, um mit Fremden einen netten Abend zu verbringen. Er wird vielleicht ein paar Fragen vorbereiten, er wird Zwiebeln schneiden und dabei Tränen in den Augen haben. Und er wird versuchen, jeden Augenblick auszukosten. Bill Drummond kann nicht anders.

tageswoche.ch/+w7zol

×

«Imagine Waking Up Tomorrow And All Music Has Disappeared» läuft in den Basler Kultkinos.

ANZEIGE

regioChor Binningen Basel		Samstag, 7. November 2015 19.30 Uhr Martinskirche Basel
Verena Krause, Sopran David Munderloh, Tenor Andrew Ashwin, Bass Orchester: l'arpa festante Bohdan Shved, Leitung		
Gabriel Fauré Requiem	Karten zu CHF 60/50/30 www.regiochor.ch Vorverkauf ab 28. Oktober bei Bider&Tanner 061 206 99 96 Abendkasse ab 18.45 Uhr	
Johann Sebastian Bach Kantate 131		

Der isländische Anarcho hat ein Buch über seine vier Jahre als coolster Bürgermeister der Welt geschrieben.

«Ich liebe Schrecken und Machtlosigkeit»

von Naomi Gregoris

Es war Juni 2010, und Reykjavík traute seinen Ohren kaum: Jón Gnarr war gerade zum Bürgermeister gewählt worden. Ein tätowierter Komiker mit trockenem Humor und Punk-Vergangenheit, der eine anarcho-surrealistische Partei namens «Beste Partei» gegründet hatte, die aus Rockmusikern, ehemaligen Punks, Künstlern und keinem einzigen Politiker bestand. Die Premierministerin sprach von einem Schock, die Konservativen schwiegen entsetzt und die Linken jubelten betrunken. Gnarr tat seine Pflicht: Er wurde Bürgermeister der Hauptstadt eines Landes, das drei Jahre zuvor einen der heftigsten Bankencrashes erlitten hatte und sich am Rande des Bankrotts befand. Mit einer Partei, die als Witz begonnen hatte.

Und die «Beste Partei» räumte auf. Sie entliess Menschen aus dem Verwaltungsrat, sie schuf einen Zonenplan für den chaotischen Busverkehr, förderte junge Kunst und sanierte die Finanzen. Und mittendrin Jón Gnarr, der mit seiner schlaun Ahnungslosigkeit die Opposition in den Wahnsinn und den Rest der Welt in den Jubel trieb. Gnarr wusste nicht, wie sich ein Bürgermeister zu verhalten hat, er kürzte, wenn es zu kürzen gab, redete, wie ihm der Schnabel gewachsen war, und kam von Zeit zu Zeit in Frauenkleidern zu Sitzungen, als Akt der «Rebellion gegen das Patriarchat».

Nach vier Jahren endete seine Amtszeit, und obwohl ihn viele Leute gern als den nächsten Präsidenten Islands gesehen hätten, löste Gnarr die «Beste Partei» auf, überliess dem Sozialdemokraten Dagur

Eggertson das Ruder und schrieb ein Buch. An der diesjährigen Buch Basel wird er daraus lesen.

Jón Gnarr, bevor Sie zum Bürgermeister von Reykjavík ernannt wurden, waren Sie ein mittelloser Taxifahrer, Punk und Comedian mit wenig Interesse an Politik – wie kam es zum plötzlichen Sinneswandel?

Nach der grossen Bankkrise 2007 hatte mich das städtische Theater als Autor engagiert, um ein Stück zu schreiben. Ich verfolgte – wie alle anderen zu der Zeit auch – regelmässig, was im Land passierte. Und ich überlegte mir, etwas zur Situation zu machen, ein Stück über Kapitalismus oder Geld. Inspiriert von André Bretons Surrealistischem Manifest, begann ich über ein Theater im «richtigen» Leben



Jón Gnarr, 1967 in Reykjavík geboren, begann seine Karriere beim öffentlich-rechtlichen Rundfunk und war Bassist bei der Punkrockband «Die laufenden Nasen». Bevor er Bürgermeister seiner Heimatstadt wurde, arbeitete Gnarr bei einer Werbeagentur.

«Die Menschen stimmten mir zu. Da merkte ich: O.k., das hier ist kein Witz mehr.»

FOTOS: ARI MAGG

nachzudenken – ich wollte ein Stück schreiben, das nicht auf einer Bühne, sondern in den Medien aufgeführt werden sollte. Genau mit diesem Vorhaben hat alles angefangen: Ich wollte ein riesiges Spektakel kreieren.

Das Spektakel begann mit ihrem Alter ego, einem Politiker namens Jón Gnarr und dessen «Beste Partei». Nicht gerade unbescheiden.

Eigentlich wollte ich die Partei ja erst die «coole Partei» nennen. Wir hätten ein «Cool-Komitee» gehabt, das entschieden hätte, was cool ist und was nicht, und alle paar Wochen hätten wir eine Pressekonferenz abgehalten, um coole Sachen zu verkünden. Ich kam damals ja aus der Werbung und wollte etwas von der Werbewelt in die politische Welt tragen. Also überlegte ich mir: Was ist die beste Strategie, um etwas zu verkaufen? Wahrscheinlich, indem man sagt, es sei das Beste. Das Beste, was du kriegen wirst. Best buy. Eine politische Partei, von einer Werbefirma in die Welt gesetzt. Lächerlich, oder? Genau das war meine Absicht. Ich wollte, dass alles so blöd rüberkommt wie möglich.

Ihre politische Karriere begann also mit einer künstlerischen Intervention?

Genau. Und so ging es erst mal auch weiter. Schritt für Schritt motivierte ich immer mehr Leute, beim Projekt «Beste Partei» mitzumachen – Freunde, Künstler und Musiker. Irgendwann wollten die Musiker dann unbedingt ein Video machen, einen piffigen Kampagnenfilm. Ich war nicht sehr begeistert von der Idee. Viel lieber wollte ich all unser Geld für billige Kugelschreiber ausgeben, die nicht funktionierten.

Kaputte Kugelschreiber?

Genau, kaputte Kugelschreiber mit dem Logo der «Besten Partei» drauf. Und dann hätten wir gesagt: Mit diesem Stift könnt ihr all eure Wünsche niederschreiben! Aber dann hätten sie nicht funktioniert (lacht). Die Kugelschreiber der Enttäuschung. Fand ich eine hervorragende Idee. Aber die Musiker wollten nichts davon hören. Also machten wir einen Kampagnensong, eine Adaption von Tina Turners «Simply the Best». Ich war immer noch für die Kugelschreiber und eher am Rande involviert, aber als das Video rauskam, merkte ich: Das wird alles verändern. Die Menschen liebten es, bei Umfragen schoss die «Beste Partei» plötzlich rapid in die Höhe. Es war ungeheuer mächtig.

Wie reagierten ihre politischen Gegner?

Ihre Haltung gegenüber mir änderte sich schlagartig. Als sie realisierten, dass ich mit meinen Witzen tatsächlich ankam, schraubten sie ihre Aggressivität höher. Hanna Birna Kristjánsdóttir, die damalige Bürgermeisterin Reykjavíks, nannte uns einen Haufen Künstler. Nicht als Kompliment, wohlgebet. Während einer Debatte mit mir sagte sie erbozt: «Wenn ihr für diesen wilden Haufen Künstler wählen wollt, dann nur zu!» Ich erwiderte darauf nur: «Bitte vergessen Sie nicht, dass es Künstler waren, die Island auf die Weltkarte gesetzt haben. In der Welt ist Island



«Das Bürgermeisterbüro bestand aus einem ganzen Stock, mit 50 Angestellten!»

bekannt für seine Sagen, für Björk und Sigur Rós, für seine Künstler. Nicht für seine Politik. Und erst recht nicht für Sie.» Darauf konnte sie nichts entgegnen. Und die Menschen stimmten mir zu. Da merkte ich: O.k., das hier ist kein Witz mehr.

«Du denkst, du hast die Kontrolle, aber du hast keine Kontrolle. Null. Darum geht es.»

Kurze Zeit später wurden Sie dann tatsächlich auch gewählt. Was war Ihr erster Gedanke, als Sie erfuhren, dass Sie der neue Bürgermeister von Reykjavík sein werden?

Schrecken. Purer Schrecken. Es ist ein schmaler Grat zwischen Mut und Dummheit. Wenn du erfolgreich bist, nennt man es Mut, wenn nicht, Dummheit. Es ist so, wie Eddie Izzard einst sagte: Mit einem Zahnstocher im Mund siehst du ziemlich cool aus. Aber zwei? Gar nicht mehr cool. Auf genau dieser schmalen Linie zwischen einem und zwei Zahnstochern bewege ich mich. Das trifft auch auf meine Arbeit als Comedian zu: Kurz bevor du die Bühne betrittst, bist du klamm vor Schreck. Was, wenn die mich nicht mögen, was, wenn sie nicht lachen? Und dann gehst du durch

den Vorhang und kommst in den Flow. Das liebe ich: Schrecken und Machtlosigkeit. Ich fühle mich lebendig dadurch. Für mich ist es genau das, was das Leben ausmacht, du denkst, du hast die Kontrolle, aber du hast keine Kontrolle. Null. Darum geht es.

Sie hatten keine Ahnung, was Sie erwarten würde.

Genau. Das begann schon kurz vor der offiziellen Amtseinführung: Sie riefen mich an und fragten, ob ich meinem Büro einen Besuch abstatten wollte, ich sei mehr als willkommen. Und ich sagte nur, nein danke, das kommt noch früh genug. Ich stellte mir ein Büro vor, wie ein Büro halt so aussieht: Stuhl, Tisch, Computer, stumpfsinniges Ölbild. Aber der Herr am Telefon insistierte, also willigte ich ein und fand schliesslich heraus, dass das Bürgermeisterbüro keinesfalls aus nur einem Büro mit Bild bestand, sondern aus einem ganzen Stock, mit 50 Angestellten (lacht)!

Wie kamen Sie heil durch Ihre Amtszeit?

Ich hatte ein fantastisches Netzwerk, das mich stützte. Es bestand hauptsächlich aus meiner Familie und engen Freunden. Wir wandten dieselben Regeln, die wir in der Familie und unter Freunden haben, auf die «Beste Partei» an, basierend auf meinen Vorstellungen von Kommunikation: gegenseitiger Respekt, Vertrauen, Gleichberechtigung und persönliche Freiheit. Das funktionierte ganz gut.

Online

«BuchBasel – Was, wann, wo?! Eine Übersicht» finden Sie online: tageswoche.ch/+ewki5

Das hätte die Opposition nicht behauptet: Sie wurden aufgrund ihrer Unerfahrenheit ständig angegriffen. Wie gingen Sie mit den Beschuldigungen um?

Für mich war stets klar: Wenn mich was kleinkriegt, dann ist das der Tod, nichts als der Tod. Sicher nicht das dämliche Geschwafel irgendwelcher Menschen. Ich überraschte sie mit meinem unvorhersehbaren Verhalten. Das war meine Geheimwaffe: Sie verstanden meine Art zu handeln nicht. So konnte ich sie überlisten. Ich war wie Bruce Lee im Kampf mit Amateuren. Oder wie der Predator aus dem Comic «Aliens versus Predator versus The Terminator»: Nur Arnold Schwarzenegger konnte mich noch stoppen. Wissen Sie, ich habe da diese Theorie. Persönlichkeit gibt es nicht, oder wenn, dann wird sie unglaublich überschätzt. Also nehme ich Kritik auch nicht persönlich. Es sind bloss Hirne, die miteinander kommunizieren und versuchen, Informationen für zukünftige Hirne zusammenzutragen.

In Ihrem Buch sagen Sie: «We can't leave schools to teachers, we can't leave science to scientists and we can't leave democracy to politicians.»

Wir sollten keine Angst vor Dingen haben, die uns fremd sind, wie etwa wissenschaftliche Themen oder eben Politik. Wenn Sie mich fragen, liegt das Problem beim fehlenden Mut. Menschen haben ständig solche Angst, sich blosszustellen. Wir brauchen unbedingt mehr Blossstellung. Das bedeutet auch, dass sich mehr Leute in Gebiete wagen sollten, von denen sie wenig oder keine Ahnung haben.

Waren Sie deshalb so erfolgreich? Ein mutiger Punk im Ratssaal?

Ja, ich glaube schon. Und ich war dabei stets ehrlich. Isländische Politiker fürchten sich davor, das Volk vor unangenehme Tatsachen zu stellen. Ihre grösste Angst ist es, an Beliebtheit zu verlieren. Ich habe versucht, das zu ändern, indem ich immer offenlegte, was gemacht werden musste, auch wenn es keine guten Nachrichten waren. Und auch wenn es weh tat, haben das die Menschen geschätzt: dass jemand die Eier hatte zu sagen, was Sache war, und dafür Verantwortung zu übernehmen.

Am Ende Ihrer Amtszeit wollte das isländische Volk Sie sogar als Landespräsidenten.

Es ist wie in einem Zirkus. Für eine Weile ist man der Clown, aber dann will man plötzlich Zirkusdirektor sein. Also wird man Zirkusdirektor, und alles ist immer noch genau gleich, der ganze Zirkus, mit denselben Zuschauern und denselben Spielregeln. Nur ist man jetzt eben Direktor und muss den Zirkus am Laufen halten. Man befindet sich immer noch im gleichen Spiel, nur die Rollen haben sich geändert. Und so geht es immer weiter. Diese Erkenntnis hat mir die Augen geöffnet, dabei war es nicht einmal ich, der mir diese Rolle zugeteilt hatte.

Sie glauben nicht an einen freien Willen?

So ist es. Das Hirn regiert die Welt, wir Menschen sind nur eine Hülle, ein Werkzeug für unsere Hirne. Sie brauchen uns, um Informationen zusammenzutragen und sich weiterzubilden. Und dabei sind es nicht einmal viele verschiedene Hirne, es ist nur ein einziges grosses Hirn, ein Organismus, der unsere Realität formt und immer geformt hat. Dasselbe Hirn, das auch schon in den Dinosauriern war.

«Es war eine Revolution, auf anti-revolutionäre Art und Weise.»

Beim Amtsantritt riefen Sie «Welcome to the revolution!». Hat die Revolution wirklich stattgefunden?

Ja. Es war eine Revolution, auf eine anti-revolutionäre Art und Weise. Wir haben aus unseren Schwächen Macht geschöpft. Für mich persönlich war es stets auch ein terroristischer Angriff aufs Patriarchat. Weil ich als Mann eine Machtposition besass, war es mir möglich, das Männerbild direkt zu verhöhnern, indem ich ihm weibliche Attribute hinzufügte. Ich trat einige Male in Frauenkleidern auf, das hatte einen unglaublichen Effekt auf die Menschen. Die Frauen störte es lustigerweise nie, es waren immer die Männer, die meinten, diese Aufmache sei respektlos gegenüber Frauen.

Zum Ende Ihrer Amtszeit 2014 lösten Sie die «Beste Partei» auf. Warum?

Mich faszinierte schon immer die Kreuzigung Jesu: Dieser kommerzielle Selbst-

mord ist die Pointe der Passion, mit ihm fängt die grosse Geschichte erst wirklich an. Und so verhielt es sich auch mit der «Besten Partei». Indem ich sie auflöste, versuchte ich, sie ewig zu machen. Wertvoller, ungewöhnlicher. Es ist wie bei einer Überraschungsparty: Die Menschen brauchen neue Überraschungen, um die Langeweile zu überwinden.

Zum Beispiel mit Ihnen als Präsidenten. Haben Sie mit dem Gedanken gespielt?

Ich habe es mir tatsächlich überlegt. Passend dazu hatte ich mir auch schon die perfekten Plakate ausgemalt: Ich, als riesiger Wikinger über irren Sprüchen wie «Der Sohn Islands ist zurückgekehrt, um sein Land zu retten!». Aber dann dachte ich: genug jetzt. Ich habe ein...

...Monster geschaffen! Wie sehen Ihre Pläne post Monster aus?

Ich arbeite fürs isländische Fernsehen und habe soeben eine TV-Serie zu Ende geschrieben, in der es um den Bürgermeister von Reykjavík geht, der von mir gespielt werden wird. Ein hervorragendes Konzept, wie ich finde. Ich hoffe, dass es zukünftige Quizshows aufgreifen werden, indem sie Filmmaterial aus meiner Zeit als Bürgermeister und aus der Serie zeigen und dann fragen, was echt und was Fiktion ist (lacht). Das ist mein Traum.

tageswoche.ch/+5rcz7

x

Jón Gnarr liest am Sonntag, 8. November, im Rahmen von «Culturescapes» an der BuchBasel im Volkshaus aus seinem Buch «Hören Sie gut zu und wiederholen Sie!!!».

ANZEIGE

TagesWoche To Go:

An diesen Orten liegt die TagesWoche zum Lesen und Mitnehmen auf.

Eiscafé Acero

Rheingasse 13

Schmaler Wurf

Rheingasse 10

SantaPasta

Rheingasse 47

SantaPasta

St. Johannis-Vorstadt 13

Mercedes Caffè

Schneidergasse 28

Jonny Parker

St. Johannis-Park 1

Café Frühling

Klybeckstrasse 69

Valentino's Place

Kandererstrasse 35

Restaurant Parterre

Klybeckstrasse 1b

KaBar

Kasernenareal

Volkshaus

Rebgasse 12-14

Okay Art Café

Schützenmattstrasse 11

Hallo

Centralbahnstrasse 14

Haltestelle

Gempenstrasse 5

5 Signori

Güterstrasse 183

Werk8

Dornacherstrasse 192

Unternehmen Mitte

Gerbergasse 30

kult.kino atelier

Theaterstrasse 7

Café-Bar Elisabethen

Elisabethenstrasse 14

Theater-Restaurant

Elisabethenstrasse 16

tibits

Stänzlergasse 4

Campari Bar

Steinenberg 7

Ca'puccino

Falknerstrasse 24

Café del mundo

Güterstrasse 158

Café St. Johann

Elsässerstrasse 40

Gundeldinger-Casino Basel

Güterstrasse 211

Da Graziella AG

Feldbergstrasse 74

ONO deli cafe bar

Leonhardsgraben 2

Confiserie Beschle

Centralbahnstrasse 9

Pfifferling Deli GmbH

Güterstrasse 138

Nooch

St. Jakobs-Strasse 397

Restaurant Chez Jeannot

Paul Sacher-Anlage 1

Caffè.tee.ria Paganini

Birmannsgasse 1

Van der Merwe Center

Gewerbestrasse 30, Allschwil

Jêle Café

Mühlhauserstrasse 129

Bio Bistro Bacio

St. Johannis-Vorstadt 70

Da Francesca

Mörsbergerstrasse 2

Pan e più

Grenzacherstrasse 97

Café Huguenin AG

Barfüsserplatz 6

LaDiva

Ahornstrasse 21

Restaurant Papiermühle

St. Alban-Tal 35

Bistro Kunstmuseum

St. Alban-Graben 16

Bistro Antikenmuseum

St. Alban-Graben 5

Café Spielzeug Welten

Museum Basel

Steinenvorstadt 1

Bar Caffetteria Amici

miei Azzarito & Co.

Allschwilerstrasse 99

Basel Backpack

Dornacherstrasse 192

Meral Kureyshi ist die Überraschungskandidatin für den Schweizerischen Buchpreis. Sie weiss, wie es sich anfühlt, übersehen zu werden. Doch damit ist jetzt Schluss.

Nie mehr unsichtbar

Meral Kureyshi: «Oft werde ich auf Dinge angesprochen, die mir selbst beim Schreiben gar nicht aufgefallen sind.»

FOTO: NILS FISCH



Unter Meral Kureyshis Arm klemmt ein einfacher Stoffbeutel, kein Koffer, keine Reisetasche. «Ich habe das nicht gern», sagt sie und meint: «Sachen, Dinge. Ich nehme nur das Nötigste mit.» Als wir uns mit Kureyshis in einem Kleinbasler Café treffen, ist sie gewissermassen auf Durchreise auf den temporären Literatur-Olymp. Sie fährt nach Frankfurt, das blaue Sofa wartet.

Lesungen, Interviews und jetzt eben Buchmessen: Mit der Nominierung ihres Romans «Elefanten im Garten» für den Schweizer Buchpreis ist der ganze Trubel wie eine Sturzflut über sie hereingebrochen. Sie, die vor ihrem Debütroman bestenfalls Insidern ein Begriff war, wird am Sonntag der Preisverleihung mit gestandenen Schweizer Literaten das Gefühl der bangen Erwartung teilen. Mit Leuten also, von denen sie unterscheidet, dass sie «noch nichts geleistet hat, noch nichts kann, noch nichts ist», wie sie über sich selbst sagt.

Selbsttäuschung per Autofiktion

Aber Kureyshis ist jetzt wer, auch wenn sie das nicht wahrhaben will. In Bern wird sie plötzlich auf der Strasse erkannt, Menschen drehen mit dem Fahrrad um und fahren zurück – nur um mit ihr ein paar Worte zu wechseln. «Es ist schön zu sehen, was diese Geschichte bei anderen auslöst. Oft werde ich auf Dinge angesprochen, die mir selbst beim Schreiben gar nicht aufgefallen sind», sagt Kureyshis.

Natürlich war Meral Kureyshis auch schon vor der Veröffentlichung ihres Buches jemand, sie war es seit ihrer Geburt im Kosovo und sie war es auch die vergangenen 22 Jahre, seit sie in der Schweiz lebt.

«Ich würde mich niemals am Flüchtlingsthema bedienen, um mich damit zu profilieren, niemals.»

Meral Kureyshis

Doch sie kannte auch dieses Gefühl, nicht wahrgenommen, einfach übersehen zu werden. In der Schule im bernischen Neuenegg, wo die Familie Kureyshis als Asylbewerber lebte, war Meral erst mal die Neue, die man zum Geburtstag einzuladen vergass. Eine Szene, die in ihrem Roman immer wiederkehrt. Sie war da, aber die Blicke wanderten durch sie hindurch.

Oder war das nicht sie? Kureyshis Roman «Elefanten im Garten» wird aus der Perspektive einer Ich-Erzählerin geschildert, die ihre biografischen Koordinaten mit jenen Merals teilt. Geburt im Kosovo, Flucht mit der Familie in die Schweiz, das Asylheim in Wilderswil und der Schul-

eintritt in Neuenegg. Aber der Roman spielt mit den Mitteln der Autofiktion, die Umrisse der fiktiven und realen Person Kureyshis decken sich höchstens aus der Vogelperspektive. Im Detail aber verschwimmen sie.

Mit dieser Technik entzieht sich Kureyshis dem Zugriff des Lesers – und täuscht sich zuweilen selbst dabei. «Welche Episoden wirklich passiert sind und welche nicht, das weiss ich gar nicht mehr genau.» Das musste auch die Freundin von damals erfahren, die auch schon bei Kureyshis angerufen hat und sich beklagte: «Bin ich diese Sara mit dem Geburtstag? Aber wir hatten es damals doch so gut!?»

Kureyshis lacht, wenn sie an diesen Anruf zurückdenkt, natürlich war das nicht die Sara von damals. Es wäre auch nicht ihre Art, viele Jahre später einen literarischen Pranger zu errichten, an dem den ehemaligen Mitschülern ihr damaliges Misstrauen mit Bitterkeit vergolten wird. Kureyshis hat keine Anklage geschrieben, die einfachen Aufzeichnungen reichen vollkommen aus, um Betroffenheit auszulösen.

Betroffenheit auch, weil die Veröffentlichung mitten in eine Zeit fällt, in der Fragen über Heimatverlust, Migration und Misstrauen eine ganz neue Aktualität erfahren. Schon einige Male musste sich Kureyshis darum die Frage gefallen lassen, ob ihr Roman auch wegen der hohen Konvergenz mit dem vielzitierten «Nerv der Zeit» auf die Shortlist gerutscht ist.

Alle Augen auf ihr

Sie arbeite seit zehn Jahren an dem tagebuchartig gestrickten Roman, sagt Kureyshis dazu. Seine Veröffentlichung stand lange vor dem Einsetzen der Flüchtlingsströme fest. Aber sie stellt klar: «Ich würde mich niemals an diesem Thema bedienen, um mich damit zu profilieren, niemals.» Dass Romane wie der ihre von der Buchbranche mit dem aufmerksamkeitsheischenden Label Migrationsliteratur versehen werden, dafür kann sie nichts.

Dass es der Name Meral Kureyshis ist, der am Sonntagmorgen, dem 8. November, im Foyer des Theaters Basel aus dem Buchpreiscouvert gezogen wird, erscheint angesichts der Konkurrenzlage unwahrscheinlich. Der kurze Augenblick vor der Bekanntgabe des Preisträgers dürfte sie trotzdem mit Genugtuung erfüllen. Denn in diesem Augenblick ruhen alle Augen auch auf ihr, in diesem Augenblick ist sie eine der wichtigsten Schriftstellerinnen der Schweiz. Und niemand wird sie übersehen.

tageswoche.ch/hf35u

Meral Kureyshis liest im Rahmen der BuchBasel am Samstag, 7. November, um 12.30 Uhr im Volkshaus.

Die Verleihung des Schweizerischen Buchpreises findet statt am Sonntag, 8. November, ab 11 Uhr im Foyer des Theaters Basel.
«Elefanten im Garten» erscheint im Limmat Verlag.

Konzerte



Die Kaserne hat wieder Töne

Die Basler Musik-Kaserne hat ihr Exil im «Union» aufgegeben und die nun erdbebensicheren Heimsäle bezogen. Nach dem Auftritt von Apparat am Donnerstag stehen in den kommenden Tagen weitere internationale Grössen auf dem Programm: vom britischen «Hobo» Charlie Winston (6. 11.) über das schwedische Indiepop-Duo Friska Viljor (7. 11.) bis zu den Briten Archive (8. 11.) und den US-Amerikanern Calxico. Aus lokaler Sicht ein Höhepunkt wird am Mittwoch die Verleihung des Pop-Preises mit anschliessendem Showcase der Baselbieter Soulsängerin Ira May.

Kaserne Basel, Klybeckstrasse 1b.
Ira May: Mittwoch, 11. November,
20.30 Uhr.
·kaserne-basel.ch

Ausstellung

Kunstkredit 2015

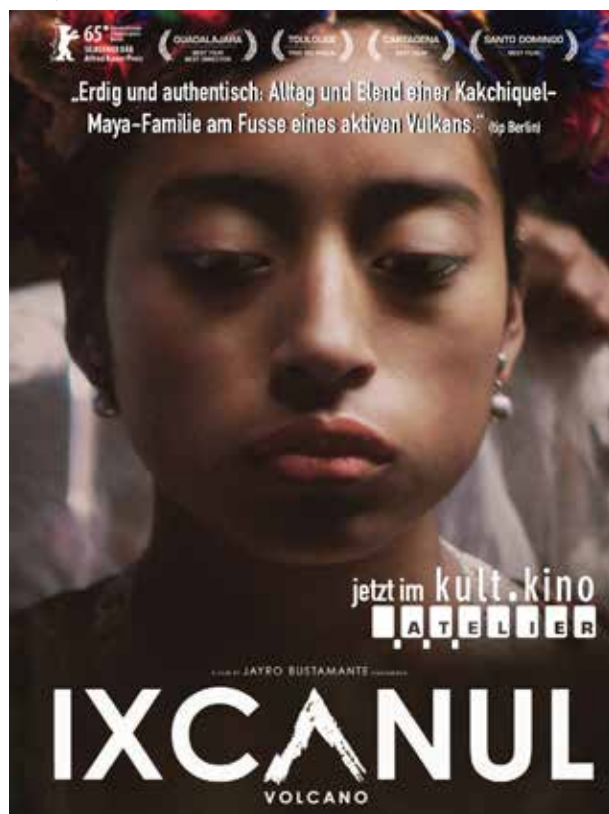
Es ist wieder Zeit für die Jahresausstellung des Basler Kunstkredits. Dieser wird heuer kuratiert von Samuel Leuenberger und findet wie schon 2014 in der Kunsthalle Basel statt. Wie die Werke von Manon Bellet, Markus Gadiant, Florian Graf, Jan Kiefer, Sandra Knecht, Dominique Koch, Kilian Rüthemann, Hagar Schmidhalter, Stefan Wegmüller und Hannah Weinberger präsentiert werden, kann man ab Sonntagmittag eine Woche lang sehen.

Kunsthalle Basel, Steinenberg 7.
Vernissage: Sonntag, 8. November, 11 Uhr.
·kultur.bs.ch

Kinoprogramm

Basel und Region 6. bis 12. November

ANZEIGEN



VERSCHENKEN SIE DIESES BESONDERE ERLEBNIS MIT EINEM GUTSCHEIN
(CHF 89.00, Gültigkeit: 24 Monate)

EXKLUSIVES EVENT IM CINE DELUXE GAUMEN- UND FILMGENUSS GETRÄNKE À DISCRETION

MOVIE & DINE

DAS ERLEBNIS FÜR ANSPRUCHSVOLLE CINEASTEN

89^{CHF} p.p.

LASSEN SIE SICH WÄHREND DES FILMS BEI EINEM EXKLUSIVEN FLYING DINNER KULINARISCH VERWÖHNEN

Der Preis beinhaltet ein mehrgängiges, am Platz serviertes Flying Dinner in unserem exklusiven Ciné Deluxe, Cüpli, Rot- und Weisswein, Bier, Mineral, Kaffee à discretion und Filmbesuch.

PATHE KÜCHLIN pathe.ch/basel CATERING BY: **wahnevents**

BASEL **CAPITOL**
Steinenvorstadt 36 kitag.com

- **SCHELLEN-URSLI** [6/4 J]
14.00^{Dialekt}
- **SPECTRE - 007** [12/10 J]
14.00/17.15/20.30^{E/d/f}
- **THE INTERN - MAN LERNT NIE AUS** [8/6 J]
17.15^{E/d/f}
- **THE MARTIAN** [12/10 J]
20.30-FR/SA: 23.30^{E/d/f}

KULT.KINO ATELIER
Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **IXCANUL VOLCANO** [16/14 J]
12.10/20.30/16.00^{Sp/d}
- **TAXI TEHERAN** [8/6 J]
12.15^{Ov/d/f}
- **THE GLUEBÄLISATION**
FR/SA/MO-MI: 12.15-SO: 12.30
- **MULTIPLE SCHICKSALE - VOM KAMPF UM DEN EIGENEN KÖRPER** [10/8 J]
FR/SO-MI: 13.15
FR-MO/MI: 17.15^{Dialekt/d/f}
- **45 YEARS** [16/14 J]
14.00/18.15^{E/d/f}
- **SCHELLEN-URSLI** [6/4 J]
14.00/16.15/18.15^{Dialekt}
- **TRUMAN** [12/10 J]
14.00/18.30/20.45^{Sp/d/f}
- **EL ULTIMO TANGO** [12/10 J]
14.15/20.30^{Ov/d/f}
- **DÜRRENMATT - EINE LIEBESGESCHICHTE** [10/8 J]
15.00-FR-MO/MI: 19.00^D
- **DER STAAT GEGEN FRITZ BAUER** [12/10 J]
16.00/20.15^{D/f}
- **WOLF TOTEM** [10/8 J]
16.15^{Ov/d}
- **MARGUERITE** [12/10 J]
18.00^{F/d}
- **ICH UND KAMINSKI** [12/10 J]
FR-MO/MI: 20.45^D
- **EL BOTÓN DE NÁCAR** [16/14 J]
SA/SO-MI: 12.30^{Sp/d}

KULT.KINO CAMERA
Rebgasse 1 kultkino.ch

- **IMAGINE WAKING UP TOMORROW AND ALL MUSIC HAS DISAPPEARED** [10/8 J]
19.00-FR-DI: 15.00^{E/d/f}
- **YOUTH** [14/12 J]
15.45/20.30^{E/d/f}
- **DHEEPAN** [14/12 J]
18.15/20.45-FR-DI: 16.45^{Ov/d/f}
- **GIOVANNI SEGANTINI - MAGIE DES LICHTS** [8/6 J]
SO: 13.15^D
- **LAMB** [10/8 J]
SO: 13.30^{Ov/d/f}
- **EMIL UND DIE DETEKTIVE** [6 J]
MI: 14.00/16.00^D

NEUES KINO
Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- **ÁRTÚN**
- **VIRGIN MOUNTAIN - FUSI**
FR: 21.00^{Ov/e}

PATHE KÜCHLIN
Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **ALLES STEHT KOPF - 3D** [6/4 J]
FR: 10.45-FR/MO/DI: 13.15
SA/SO: 10.45/13.00/16.00/
18.15-MO-MI: 11.00-MI: 15.45^D

- **PARANORMAL ACTIVITY: GHOST DIMENSION - 3D** [16/14 J]
FR/MO-MI: 11.15
FR: 13.00/15.00
FR-SO: 17.00/19.00
FR/SA: 00.00-SO: 21.00
MO/DI: 13.45/15.45
MO-MI: 17.45/19.45^D
- **THE LAST WITCH HUNTER** [14/12 J]
FR/SA/MO-MI: 11.15/13.30/
15.45/18.00/20.15
FR/SA: 22.30
SO: 10.30/12.50/15.15/18.40/
21.00^D

- **SPECTRE - 007** [12/10 J]
FR/SO-DI: 11.30
FR/SO/DI: 17.30
FR: 20.15/23.30-
FR/SA: 21.00 SA: 11.20/14.20
SA/SO: 15.15-SA/MO/MI: 20.30
SA: 23.00-DI/MI: 14.30^D
FR/SO/MO: 14.30-FR/DI: 20.30
FR: 21.00/23.15-
FR/SA: 22.45 SA: 17.15-
SA/SO: 20.00 SA: 23.30
MO/MI: 17.30-MI: 11.30
MO: 20.30^{E/d/f}
SO: 20.30^E
- **SCHELLEN-URSLI** [6/4 J]
FR/MO-MI: 11.45 [6/4 J]
FR: 12.30/14.45/17.00/20.10
SA/SO: 11.00
SA-MI: 13.15/15.30/17.45
SA: 20.45^{Dialekt}
- **THE WALK - 3D** [6/4 J]
FR/DI: 12.40/17.40-SO: 18.15^D
SA: 18.15-MO: 12.00/17.00
MI: 12.40/17.40^{E/d/f}
- **FACK JU GÖHTE 2** [12/10 J]
12.45-FR/SA/MO-MI: 15.15
FR/MO-MI: 18.00
FR: 20.15/00.00-
SA-MI: 20.30 SA: 23.00^D
- **DER MARSIANER - RETTET MARK WATNEY - 3D** [12/10 J]
14.00-FR/SO/DI: 17.00
FR: 23.00-SA: 10.45
SA/MO/MI: 20.00-SO: 10.50^D
FR/SO/DI: 20.00
SA/MO/MI: 17.00-SA: 23.00^{E/d/f}
- **CRIMSON PEAK** [14/12 J]
FR/DI/MI: 15.10-FR: 22.30
SA: 22.50-SO: 20.45
MO: 14.30-DI/MI: 20.10^D
- **DER LETZTE WOLF - 3D** [10/8 J]
FR/MO/DI: 15.30
SA/SO: 11.00/13.30-MI: 13.15^D
- **BLACK MASS** [16/14 J]
FR/SO/DI: 17.45
SA/MO-MI: 20.15^D
- **ER IST WIEDER DA** [12/10 J]
SA/SO: 10.15-
SA/MO/MI: 17.45 SO: 20.15-
MO-MI: 20.00^D
- **HOTEL TRANSSILVANIEN 2 - 3D** [6/4 J]
SA/SO: 11.00/13.00/15.00
MO-MI: 11.40-MI: 13.45/15.45^D

- **Ballet - Théâtre Bolchoï de Moscou: JOYAUX** [0/0 J]
SO: 16.00^E

PATHE PLAZA
Steinentorstr. 8 pathe.ch

- **SPECTRE - 007** [12/10 J]
FR-DI: 11.00-FR/SO/DI: 17.00
FR: 23.10-SA/MI: 14.00
SA/MO/MI: 20.00^{E/d/f}
FR/SO/DI: 14.00
FR/SO/DI: 20.00
SA/MO/MI: 17.00-SA: 23.10
MI: 11.00^D

REX
Steinenvorstadt 29 kitag.com

- **SPECTRE - 007** [12/10 J]
13.45/17.00/20.15
FR/SA: 23.30^D
15.00/19.00-FR/SA: 22.30^{E/d/f}

STADTKINO
Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- **LES PARAPLUIES DE CHERBOURG** [6 J]
FR: 16.15^{F/d}
- **ACCATTONE** [16/14 J]
FR: 18.30^{I/d}
- **DAS HÖLLENTOR** [12/10 J]
FR: 21.00^{Jap/fin/schwed/e}
- **HERO** [12/10 J]
SA: 15.15-MO: 21.15^{Ov/d/f}
- **TEOREMA** [16/14 J]
SA: 17.30^{I/e/d}
- **THE GIRL CAN'T HELP IT** [16/14 J]
SA: 20.00^{E/d/f}
- **IL DECAMERON** [16/14 J]
SA: 22.15-SO: 15.15^{I/e}
- **YELLOW SUBMARINE** [6 J]
SO: 13.30-MI: 21.00^{E/d}
- **JU DOU** [12/10 J]
SO: 17.30^{Ov/d/f}
- **MAMMA ROMA** [16/14 J]
SO: 20.00^{I/d/f}

- **THE WOUNDED BRICK** 42
MO: 18.30^{I/d}
MIT ANSCHLIESSENDE POKIUMSDISKUSSION UND PUBLIKUMSGESPRÄCH
- **ORTE UND WORTE IN PASOLINIS LITERATUR**
DI: 18.30 EINE LECTURE PERFORMANCE VON ELETTRA DE SALVO MIT SPEZIALGAST NINETTO DAVOLI
- **UCCELLACCI E UCCELLINI** [12/10 J]
DI: 20.15^{I/e/d}
- **IL FIORE DELLE MILLE E UNA NOTTE** [16/14 J]
MI: 18.30^{I/d/f}

STUDIO CENTRAL
Gerbergasse 16 kitag.com

- **EVEREST** [12/10 J]
14.15/20.15^{E/d/f}
- **SICARIO** [16/14 J]
17.15^{E/d/f}

FRICK MONTI
Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- **SPECTRE - 007** [12/10 J]
FR-MO/MI: 20.15-
FR/SA: 23.15 SA/SO: 16.30^D
- **SCHELLEN-URSLI** [6/4 J]
SA/SO/MI: 14.00-MO: 17.45^{Dialekt}
- **ALLES STEHT KOPF - 3D** [6/4 J]
MI: 16.00^D

LIESTAL ORIS
Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

- **SPECTRE - 007** [12/10 J]
17.00/20.15-SO: 14.00^D
- **HOTEL TRANSSILVANIEN 2 - 3D** [6/4 J]
SA: 15.00^D
- **HOTEL TRANSSILVANIEN 2** [6/4 J]
MI: 15.00^D
- **MULTIPLE SCHICKSALE - VOM KAMPF UM DEN EIGENEN KÖRPER** [10/8 J]
SO: 11.00^{Dialekt}

SPUTNIK
Poststr. 2 palazzo.ch

- **SCHELLEN-URSLI** [6/4 J]
FR/MI: 15.00
SA/SO: 13.00/15.30
SO: 10.30^{Dialekt}
- **TRUMAN** [12/10 J]
FR/SA: 18.00^{Sp/d}
- **WOLF TOTEM** [10/8 J]
20.15^{chin/d}
- **DÜRRENMATT - EINE LIEBESGESCHICHTE** [10/8 J]
SO: 18.00^{Dialekt}
- **MARGUERITE** [12/10 J]
MO-MI: 17.45^{F/d}

SISSACH PALACE
Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

- **GIOVANNI SEGANTINI - MAGIE DES LICHTS** [8/6 J]
FR-SO: 18.00^D
- **SPECTRE - 007** [12/10 J]
20.30^D
- **ALLES STEHT KOPF - 3D** [6/4 J]
SA/SO/MI: 14.00^D
- **SCHELLEN-URSLI** [6/4 J]
SA/SO/MI: 16.00^{Dialekt}
- **EVEREST** [12/10 J]
MO-MI: 18.00^D



IN DIESER WOCHE: FERTIG LUSTIG.



Impressum

TagesWoche
5. Jahrgang, Nr. 45;
verbreitete Auflage:
10 800 Exemplare (prov. Wemf-
beglaubigt, weitere Infos:
tageswoche.ch/+sbaj6),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

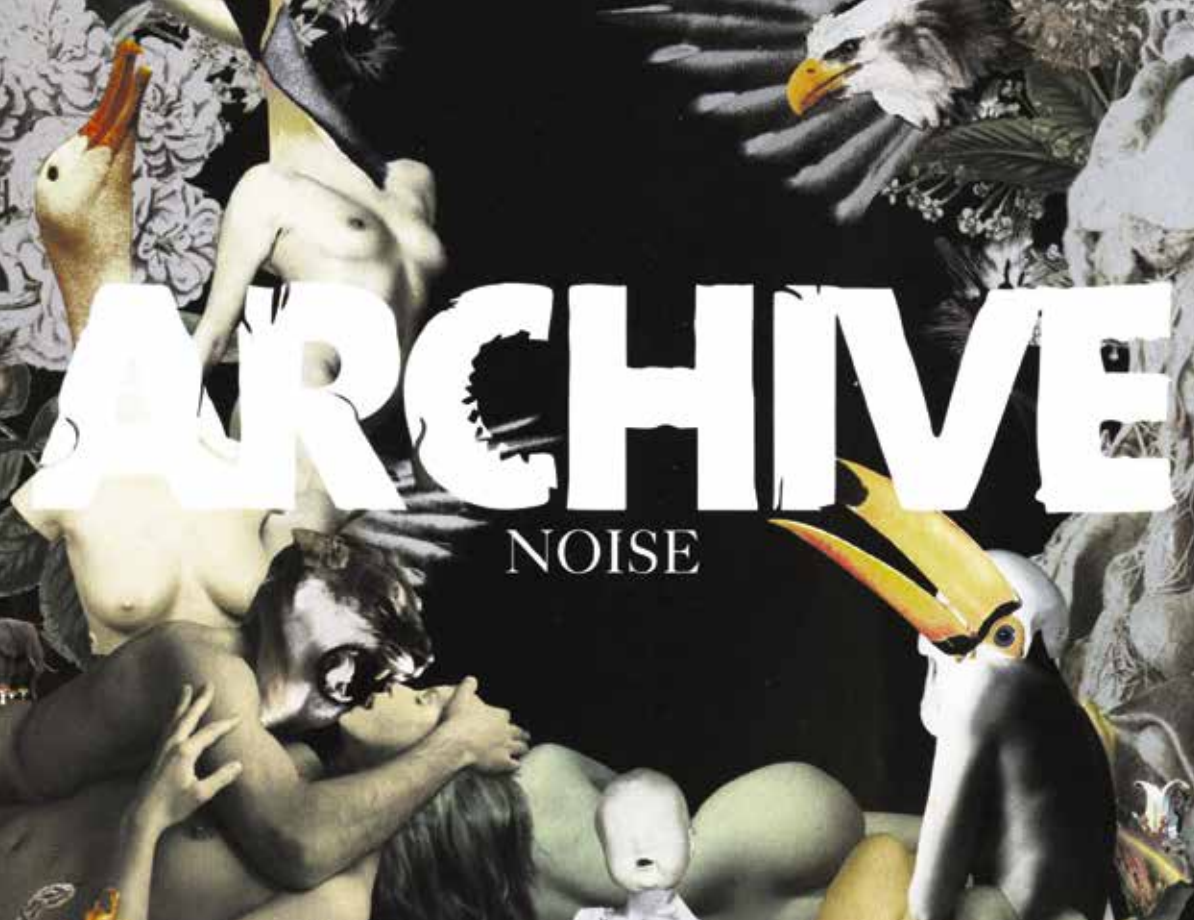
**Chefredaktion/
Geschäftsleitung**
Andreas Schwald (ad interim)
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Karen N. Gerig
(Leiterin Redaktion),
Amir Mustedanagic
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Renato Beck,
Tino Bruni (Produzent),
Yen Duong,

Naomi Gregoris,
Jonas Grieder
(Multimedia-Redaktor),
Christoph Kieslich,
Marc Krebs, Felix Michel,
Mike Niederer (Produzent),
Hannes Nüsseler (Produzent),
Matthias Oppliger,
Jeremias Schulthess,
Dominique Spirgi,
Samuel Waldis,
Sebastian Wirz (Praktikant)
Redaktionsassistentz
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Petra Geissmann,
Daniel Holliger

Bildredaktion
Nils Fisch
Korrektorat
Yves Binet, Balint Csontos,
Chiara Paganetti,
Irene Schubiger,
Martin Stohler,
Dominique Thommen
Verlag und Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Anzeigenverkauf
COVER AD LINE AG
Tel. 061 366 10 00,
info@coveradline.ch

**Unterstützen Sie unsere Arbeit
mit einem Jahresbeitrag**
Supporter: 60 Franken pro Jahr
Enthusiast: 160 Franken pro Jahr
Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join

Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Balland, Basel



Gebrochene Figuren, menschliche Abgründe: Albumcover zu «Noise».

Kultwerk #205

Mit «Noise» schufen Archive eine dunkle Tonspur zu den Nuller-Jahren. Und die klingt noch immer fantastisch.

Salz auf die Wunden

von Marc Krebs

Als in den 1990er-Jahren Bands wie Massive Attack und Portishead den melancholischen Trip-Hop erfanden, blickte die Welt neugierig nach Bristol – und entdeckte eine weitere Band: Archive. Elektronische Klänge und Rhythmen legten das Fundament für die tragend-säuselnde Frauenstimme von Roya Arab. Für das Debütalbum «Londinium» heimste die britische Band berauschende Kritiken ein.

Schon beim zweiten Album, «Take My Head», manifestierte sich eine Eigenart der Gruppe: Die Menschen am Frontmikrofon kamen und gingen, die beiden Männer hinter Computer und Synthesizer blieben.

Darius Keeler und Danny Griffiths bilden das kongeniale Songwriting-Duo, das Archive seit mehr als 20 Jahren zusammenhält. Sie waren es auch, die den Stil der Band zunehmend vom TripHop Richtung Space- und Progressive Rock verschoben.

Den künstlerischen Höhepunkt erreichte die Band im neuen Jahrtausend, mit dem charismatischen irischen Sänger Craig Walker. 2002 gab er seinen Einstand auf einer 16-minütigen Single (!), zu einer Zeit, als sich ausser Radiohead kein anderer Major-Act auf derlei sperrige Experimente einliess. Archive wurden mit den progressiven Rockbands der frühen 1970er-Jahre verglichen, allen voran mit Pink Floyd.

«Nichts gegen diese Bands, ich höre die gerne, mein grösster Einfluss aber ist Jim Morrison», erzählte mir Craig Walker damals bei einem Rencontre in Paris. «Er ist für mich noch immer der grossartigste Sänger, den die Rockmusik hervorgebracht hat.»

Auch Walker wirkte wie ein Getriebener. Backstage im legendären Konzertsaal Olympia drehte er sich einen Joint, fuhr sich durch das zerzauste, rotblonde Haar und sprach über die kranke Zivilisation: «Das Leben ist keine Reality-TV-Show, sondern eine grosse Aufgabe, an der viele scheitern. Wir arbeiten zu viel, sind trotzdem verschuldet, flüchten uns in Banalitäten, in die Vergangenheit, in Drogen.» All diese Eindrücke verhandelte er auf «Noise», jenem Meisterwerk aus dem Jahr 2004. Seine Texte waren pointiert, direkt, ungeschminkt («Fuck U»). Da beackerte einer die Wunden des Menschen mit dem Salzstreuer.

In Frankreich vergöttert

«Get Out», schrie er etwa ins Mikrofon: «Fahr ab, hau ab, ich mag nicht, wie du mich anschaust.» Furcht und Paranoia? «Ja, der Song gibt das Gefühl wieder, in einem Raum zu sein, umgeben von Koksern, die alle völlig von sich eingenommen sind und zwecklose Unterhaltungen führen.»

Im Lied «Waste» («Verschwendung») wiederum schilderte Walker mit wenigen wiederkehrenden Worten die Gedanken eines apathischen, verzweiferten Trinkers, der sich einsam an sein Glas klammert. Es ist das Bild von einem, der am Ende der Strasse angelangt ist.

Die eindringlichen Melodien werden von clever arrangierten Harmonien, Loops und Samples getragen. Brachiale Gitarrenwände wechselten sich fließend mit Streicher-Teppichen ab: Archive betören mit dramatisch-hypnotischen Mustern.

Ihre Skizzen von gebrochenen Figuren und menschlichen Abgründen stiessen ausserhalb ihrer Heimat auf mehr Begeisterung, besonders in Frankreich wurden Archive für «Noise» vergöttert und spielten in Hallen und als Headliner auf Festivals.

Auf «Noise» folgte im selben Jahr noch ein Unplugged-Album, kurz darauf stieg Sänger Craig Walker aus. Ein grosser Verlust, für beide Seiten. Archive vermochten zwar mit «Lights» noch einmal ein grossartiges, episches Album zu schaffen. Der künstlerische und kommerzielle Höhepunkt lag aber hinter ihnen. Und Craig Walker? Man machte sich Sorgen, es schien eine Zeit lang, als gingen ihm die Krankheiten unserer Zivilisation zu nahe, Gerüchte eines Selbstmordversuchs kursierten.

Heute wissen wir: Er blieb Frankreich insofern treu, als er an mehreren Projekten mitwirkte, 2009 ein Soloalbum veröffentlichte und 2012 in Paris eine neue Band gründete, mit der er heute noch auftritt: Mineral. Schön zu hören, dass es ihn noch gibt.

tageswoche.ch/+yf743

Archive live: Sonntag, 8. November, 19.30 Uhr. Kaserne, Basel.

Wochenendlich im Kloster

Im Kloster Sainte-Marie de la Tourette wohnt man in einem echten Corbusier. Und kommt unmittelbar zur Ruhe.

Die Macht des heiligen Betons

von Simon Jäggi

Spartanisch: ein Tisch, ein Bett, ein Stuhl.» So steht es im Duden und so ist auch das Zimmer. Ich stelle meine Tasche neben die Spritzbetonwand und trete durch die Glastüre auf den steinernen Balkon in die Nachmittagssonne. Vom Zimmer nebenan streckt mein Begleiter seinen Kopf hinter der Mauer hervor. Er blinzelt im Gegenlicht, unter uns die grüne Wiese, unweit die Baumwipfel des Waldes, und er sagt in seinem breiten Berner Dialekt: «Hier fährst du ›instantly‹ runter.» Wenig später, ich liege auf dem schmalen Bett, dreht sich dieser Satz in meinem Kopf. Ich denke an Instant-Messaging, Instant-Kaffee. Dann schlaf ich ein.

Vor über 50 Jahren erhielt der Schweizer Architekt Le Corbusier den Auftrag zum Bau des Dominikaner-Klosters nordwestlich von Lyon. Ein sakrales Gebäude sollte es werden, ohne den gängigen Kirchenklau. Und das wurde es: Ein Gebäude aus verstörendem Grau. Eine Betonanlage, so filigran wie mächtig, eingebettet in die idyllische Landschaft des Beaujolais. Ein Muss für Architektur-Fans – für alle anderen ein Faszinosum oder visueller Schrecken.

Sakraler Beton

Insgesamt 100 Schlafzellen befinden sich im Gebäude. Einst für 90 Mönche geplant, wohnen heute noch 8 Dominikaner im Kloster. Und teilen sich ihren Alltag mit Besuchern aus allen Kontinenten. Einige bleiben für eine Woche, andere, so wie wir, nur für ein Wochenende.

Wer den hufeisenförmigen Bau erkundet, trifft mit jedem Schritt auf ein Spiel aus Licht und Schatten. Breite Glasfronten und schmale Langfenster verbinden die Innenräume mit der Umgebung. Die Architektur lässt kaum eine Möglichkeit zur Rast. Wer hier Geborgenheit sucht, muss sie bei sich selber finden. Oder den Wald, die Wiese und den Himmel betrachten. Auf der Aussenseite der Glasfronten tummeln sich Käfer und geflügelte Insekten, verkriechen sich in den Betonritzen oder flattern weiter auf die Dachgärten des Gebäudes.

Eigentlicher Mittelpunkt des Klosters ist die Kirche, wo sich die Architektur des übrigen Baus ins Gegenteil verkehrt. In diesem drei Stockwerke hohen grauen Saal führt kein Blick nach aussen. Einzig durch ein paar farbige Lichtschächte gelangt ein wenig Tageslicht in den Raum.

Gesänge und Gebete

Wir erwachen gerade noch rechtzeitig fürs Abendgebet aus unserem Nachmittagschlaf und begeben uns ins Kirchenschiff. Nun kommen die Mönche, einer nach dem anderen, und verteilen sich um uns auf die Holzbänke. Jeder in eine weisse Kutte gekleidet, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen – der Moment ist so unwirklich, dass ich mich in den Arm kneife.

Es ist kein Traum. Wir lauschen schweigend dem mächtigen Gesang und den

Eintauchen

Den Kern des Klosterlebens erlebt man am besten an einem der täglich drei Gottesdienste.

Essen

Täglich drei Mahlzeiten. Es gibt, was auf den Tisch kommt.

Spazieren

Wird es im Kloster zu eng, lädt die idyllische Landschaft des Beaujolais ringsum zum Spaziergang.

Anschaun

Im Rahmen der Kunstbiennale Lyon stellt der Künstler Anish Kapoor bis Anfang Januar rund ein Dutzend seiner imposanten Skulpturen im Kloster aus.

Gebeten, bis die Männer auf einmal verstummen und die Kirche wieder verlassen, einer nach dem anderen, so geräuschlos wie sie gekommen sind.

Das Erlebnis ist noch nicht verdaut, als wir uns im Speisesaal wiederfinden, am Tisch mit einer Japanerin und zwei Chinesen. Für das Kloster des berühmten Architekten war ihnen kein Weg zu weit. Ein Mönch, jetzt wieder ganz weltlich in Jeans und Sandalen, serviert das Essen. Fisch, Spinat und Kartoffeln. Dazu zwei Flaschen Beaujolais.

Als wir am nächsten Mittag das Kloster wieder verlassen, erholt, aber auch etwas erschlagen, blicken wir noch einmal zurück auf den kolossalen Bau. Au revoir La Tourette, auch wenn es nicht nur einfach war mit dir, wir kommen wieder.

tageswoche.ch/+Only

×



Ein Bunker für den Glauben: Le Corbusiers Klosterbau in der Nähe von Lyon.

FOTO: MICHAEL FÄSSLER

Dass Pflanzen ohne Erde gedeihen, verdankt die Welt einem Berner namens Gerhard Baumann, der die Blähton-Kügelchen erfunden hat.

Die Revolution im Blumentopf

von Max Küng

Eine Krebsstation ist nichts Lustiges. Das wusste auch der Gärtner des Berner Inselspitals, als er vor 45 Jahren den Auftrag erhielt, diese Station mit ein paar Grünpflanzen etwas lebensfroher zu gestalten. Doch er wusste noch mehr: dass dort nichts wachsen würde, denn es gab kein Tageslicht.

Doch gab es da einen Berner namens Baumann Gerhard. Der hatte eben eine revolutionäre Erfindung gemacht, die er Luwasa nannte. Eine Abkürzung, die für Luft/Wasser/Sand steht. Auch Baumanns spätere Innovationen tragen rassige Abkürzungen wie Lutewa (Luft/Erde/Wasser).

Die Revolution: Pflanzen wachsen ohne Erde. Baumanns Ursprungskomponente Sand jedoch wurde bald durch ein noch perfekteres Material ersetzt, das zum Symbol der Hydrokultur werden sollte: das charakteristische kleine Kügelchen, braun, 4 bis 8 mm oder 8 bis 16 mm, das in idealer Weise Feuchtigkeit aufnehmen und abgeben kann.

Das Kügelchen heisst Blähton (bei über 1000 Grad gebrannte Tonerde) und ist als Deckton in diversen Farben erhältlich. Durch die Kugelform erhält die Pflanze genügend Halt sowie Luft, und da Blähton keine organischen Bestandteile enthält,

kann nichts faulen. Den Blähton übrigens fand Baumann im väterlichen Baugeschäft, wo er bis dahin als Isoliermaterial Verwendung fand.

«Wir haben den grünen Daumen eingebaut», lautete Baumanns Werbeslogan. Das Geschäft gedieh. Der aus Schweden einmarschierende Trend der Grossraumbüros schrie – zwecks Raumteilung – nach den braunen Kunststoffkisten (Modell Juri, aus Polystyrol), gefüllt mit Blähton, dem Wasserstandsanzeiger und Grünzeug mit Namen wie Euphorbia milii Gabriela oder Dieffenbachia maculata exotica perfecta. Eine dieser tollen Kisten wurde von Meisterdesigner Luigi Polani entworfen (Modell Polani). Es gibt sie auch aus Keramik (Modell Maya), Rattan (Modell Bali) oder Alu (Modell Orlando).

Der Nachbar muss nicht mehr giessen

An besonders dunklen Stellen, wie auf der Krebsstation des Berner Inselspitals, helfen Quecksilberdampflampen (Modell Akonto) nach. Das Inselspital wurde zu Baumanns erstem Kunden. Noch heute stehen Hydrokulturen fassende Gefässe verschiedenster Grössen im Spital verteilt. Von Bern aus ging es um die ganze Welt.

Die Hydrokultur verwandelte Dachwohnungen in grüne Höhlen, Verwaltungsgebäude lächelten fortan, Betonwohnblock-Eingangszonen waren plötzlich freundlich, Bankschalterhallen blühten dollarnotengrün, und da man die Hydrokulturen nur alle zwei bis vier Wochen giessen muss, war ab sofort sogar ein Maledivenurlaub drin, ohne den Nachbarn den Wohnungsschlüssel zu übergeben.

Noch immer der beliebteste Bewohner der Plastikgefässe ist der Gummibaum. Der kam einst aus China. Und von dort kommen heute die grossen unnatürlichen Feinde der Hydrokultur: Textilpflanzen. Nur die sind noch anspruchsloser.

tageswoche.ch/+ptdhv

×

Das Blähton-Kügelchen verwandelt Betonwüsten in grüne Höhlen. FOTO: HANS-JÖRG WALTER



Schluss mit Hunger dank Biolandbau.



Spenden Sie jetzt 10 Franken:
SMS «give food» an 488
Mehr Infos: swissaid.ch/bio

SWISSAID 
Ihr mutiges Hilfswerk.

KLEINANZEIGEN

Kontakt: tageswoche.ch/kleinanzeigen

BLAUER LEDERSESSEL MONTIS LOGE

Der Sessel mit Hocker ist sehr bequem und weist kaum Gebrauchsspuren auf. Verkaufspreis Fr. 545.–

KINDER-EURYTHMIE IM QUARTIERTREFFPUNKT KASERNE

Am 9. November beginnt im Kasernenpavillon ein Kinder-Eurythmiekurs. An etwa zehn Montagen von 16.15 bis 17.15 Uhr möchte ich mit den Kindern spielerisch, tänzerisch und gesanglich all die schönen kommenden Winterfeste feiern. Es soll eine erholsame und aufbauende Stunde für die Kinder werden. Bei- und Austritt jederzeit möglich. Geeignet für Kinder zwischen 5 und 8 Jahren.

BANANENSCHACHTELN

Ca. 15 Bananenschachteln (ideal für Umzug) zu vergeben gegen eine Flasche trinkbaren Rotwein.

MONTANA, 2-Z'FERIENWOHNUNG

In MFH, 3. OG, Lift, für 2-3 Pers. vis-à-vis Talstation Gondelbahn «Violettes», 5 Min. vom Zentrum. Küche, Bad/WC, Terrasse, Salon TV/Video/Internetzugang. Skiraum, Parkplatz, Miete Fr. 590.– + NK p/Woche.

MEDITATION AM MONTAG IN KLEINGRUPPE BIS 4 PERSONEN

Kennst du das?– Kaum ist man am Abtauchen fängt nebenan jemand an laut zu schnauben. Oder es kriecht plötzlich ein aufdringlicher Duft in die Nase und holt einen aus der sanften Entspannung zurück. Da fällt es manchmal schwer, loszulassen. Geht es dir also nur darum in einem schönen Umfeld Entspannungsübungen zu erlernen und nicht darum, viele Leute zu treffen, dann bist du hier richtig. Die Meditationen finden jeweils montags von 17.30–18.15 Uhr an der Hutgasse 6, also gleich beim Marktplatz statt. Kosten: Fr. 17.50/45' oder 10er-Abo Fr. 150.– (3 Monate gültig). Die Entspannungstechniken werden variieren. Es wird sicher immer wieder «Konstruktive Ruhe» angewendet, doch gibt es auch Meditation aus Qi-Gong und Yoga. Nutzen davon sind, zur Ruhe zu kommen und diese zu bewahren, Achtsamkeit im Umgang mit sich selbst und anderen, neue Energie aus alten Ressourcen zu schöpfen, das Immunsystem zu stärken und/oder einfach mal abzuschalten.

JOBS

Kontakt: tageswoche.ch/jobs

PUTZKRAFT GESUCHT

Wir suchen für unsere Wohnung ab sofort eine Putzkraft, die wöchentlich etwa 3 Std. Zeit hat. Die Arbeitszeit sollte vormittags liegen, kann aber ansonsten selbst bestimmt werden. Sämtliches Arbeitsgerät/Putzmittel wird gestellt. Wir melden Sie ordentlich bei den Behörden an und Ihr Gehalt wird korrekt abgerechnet. Wir freuen uns, von Ihnen zu hören!